This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Horst Wolfram Geißler

Das Lied vom Wind

Von Horst Wolfram Geißler
erschien im gleichen Verlage:

Der letzte Biedermeier
Ein Frankfurter Roman aus dem Vormärz

376 Seiten. 8. Auflage.

„Dieser tief psychologische Zeitroman auf welt-, kultur- und lokalhistorischem Hintergrunde ist dichterisch und auch technisch, kurz: künstlerisch, voll und ganz ein Meisterstück."

E. M. Hamann i. d. Bergstadt.

Der ewige Hochzeiter
Ein Münchner Spitzwegroman

352 Seiten. 11. Auflage.

„Gesundeste deutsche Kunst wie die Spitzwegs, beschaulich, versonnen, besinnlich, herzenssinnig und köstlich-heiter." R. Dohse i. d. Schön. Literatur.

Neu! Himmelstoß Neu!
Eine ungewöhnliche Alltagsgeschichte

Ein Buch von so echtem und feinem Humor, wie man ihn in der heutigen Literatur anderweit vergebens suchen wird.

Das Lied vom Wind

Ein Roman
aus dem deutſchen Rokoko
von

Horſt Wolfram Geißler

Fünftes Tauſend

Alexander Duncker Verlag / Weimar 1919

Z XI

876
G313
lie

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1916 by A. Duncker, Weimar

Den Umschlag zeichnete
Frau Felice Desclabissac, München

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

UNIV. OF CALIFORNIA

Der Turm von Sankt Alban war der höchste des ganzen Städtchens. Er schaute selbst auf den Rathausturm herab und deutete damit an, daß die geistliche Macht erhabener sei als die weltliche.

Und oben im Turm von Sankt Alban, dort, wo bei feierlichen Gelegenheiten die schwarzweiße Fahne herausgesteckt wurde, dort hauste der alte Stadtorganist — hoch, hoch über allen Menschen, ja sogar über der ganzen Welt; denn die Welt war damals noch ruhevoll klein und reichte gerade so weit, als man von dem Turm in die Runde blicken konnte. Alles, was hinter dem Horizonte lag, kam für einen erbangesessenen Bürger kaum in Betracht — und man hatte es auch gar nicht nötig.

Denn was war das für eine prachtvolle, gute und wohlbestellte Welt, die der liebe Gott rings um das Städtchen ausgebreitet hatte!

427329

An jedem klaren Tage stand der Herr Stadtorganist Grimbart mit der Sonne auf, sang sein Morgenlied und rückte dann den großen Lehnstuhl ans Fenster, um sich über das glückselige Land zu freuen, das sich tief unten in strahlendem Erwachen dehnte.

Der Morgenwind hauchte zärtlich um den Turm. Er war über die blühenden Kornfelder und über die Wiesen gestrichen, auf denen das frische Heu lag, schwebte über die braunen Spitzdächer der Stadt, wallte mit seinem Frühduft bis zu der grünen Kupferkuppel von Sankt Alban hinauf und glitt dem alten Organisten mit jungen, schmeichelnden Fingern durch das weiße Haar.

Der lachte in sich hinein und sagte: „Lüge mir nichts vor, Junge! Tu nicht so, als ob du deine Pausbacken nur hättest, um gelbe Schmetterlinge hin und her zu blasen — ja, kenn' ich dich, Unband? Wer war's, der neulich so sanft daherkam und hui! zum Fenster hinein — und die Zeitung vom Tisch genommen — und hui! damit zum andern Fenster hinaus? O du! Schier übermütig vor Freiheit bist du hier, wo kein Berg und Hügel dich hemmt. Aber meinetwegen; wir beide vertragen uns, gelt?"

Solche Gespräche mit dem Wind konnte der

Alte ſtundenlang führen. Er ſaß dabei friedvoll lächelnd in dem großen Stuhl, hatte den linken Arm auf den ſteinernen Fenſterbort gelegt und beſchaute ſich den Himmel und die Welt.

Haha! Gerade als ob ein Igel in einer Blumenwieſe ſäße — ſo nahm ſich die Stadt mit ihren Türmen und Giebeldächern inmitten der bunten Ebene aus!

Am Horizont flimmerte die Luft über goldenen Laubwäldern. Dann kamen Weidegründe und ſilberwellige Weizenfelder, und wieder Wieſen, und wieder Felder — rund um die ganze Stadt herum in erdenſeliger Blüte und Fruchtbarkeit.

Nur an einer Stelle höhte ſich dieſe endloſe Ebene ein wenig — aber nur ein ganz klein wenig. Das war dort, wo das helle Kuppeldach des Schloſſes Montabel wie eine Seeroſe über den grünen Wellen des gräflichen Parkes ſchwebte. Der Organiſt konnte von ſeinem Fenſter aus genau die Mauer erkennen, die ſich um dieſen Park zog und vornehm das Beſitztum von der bürgerlich nutzbaren Welt der Weizenfelder trennte. Wir wollen für uns bleiben! ſagten die Buchen des Schloßgartens und ſahen hochmütig auf die Poſtſtraße herunter, die an der Mauer entlang lief

und sich dann der Stadt zuwandte. Das Leben geht an uns vorbei, wir sind edelgeboren!

Aber auch der kleine Hügel von Montabel zerstörte die weiche Hingegossenheit der Ebene nicht. Die Landstraße lief weiter heran, bis — ja! hier saß nun der borstige Igel in der Blumenwiese dieser Welt.

Lauter kleine Türmchen spießten von der alten Stadtmauer — es war lächerlich zu denken, daß diese Türmchen etwa einer Kanonenkugel hätten standhalten wollen. Freilich damals, als man sie gebaut hatte, dachte wohl noch niemand an Kanonen mit eisernen Kugeln. Aber schon vor hundert Jahren waren die Schweden zum Tore hereingerasselt, ohne sich von den bereits damals sacht verfallenden Basteien weiter aufhalten zu lassen. Und seitdem waren sanfthängende Birken aus den Mauern gewachsen; in dem ehemaligen Wassergraben weideten die Schafe ein fettes Gras, und vor den Toren war der Graben gar zugeschüttet. Denn was hätte hier für eine Kriegsgefahr drohen können, zumal jetzt, da der große Friedrich die Österreicher schon zweimal heimgeschickt hatte?

Also konnten sich die Bürger eines geruhigen Lebens erfreuen, und das taten sie auch mit dankbaren Gefühlen.

Arbeitſam kribbelten die Menſchlein tief unten über den kleinen Markt. Am Brunnen ſtanden die Frauen, ſchwätzten und lachten und klatſchten die naſſe Wäſche auf den Rand des Steinbeckens; man hörte es bis herauf in die Turmſtube, wie das Weibervolk ſchnatterte.

Aus den Schornſteinen ſtiegen blaue Rauchfädlein in die Flimmerluft. Auf dem Hauſe des Rektors Berg kroch der Dachdecker herum und hämmerte an den Schindeln; ganz vorn am Giebel ſtand ein Storch im Neſt und klapperte mißtrauiſch zu dem Handwerker hin.

Gerade gegenüber der Kirche lag das Rathaus. Und jetzt trat der Stadtſoldat mit blauem Rock und ſchwarzem Dreiſpitz heraus, hatte eine Trommel umgehängt, ſtellte ſich mitten auf den Markt und ſchlug drei kunſtvoll abgeſtufte Wirbel. Dann klang ein lächerlich dünnes Stimmchen herauf.

Der alte Organiſt ſtand auf, beugte ſich neugierig hinaus und hielt die Hand ans Ohr. Lieber Gott — ja —: die Ratsverſammlung wurde für zehn Uhr einberufen. Rrrum — rrrumm — — trommelte der Soldat; ſchwenkte den Zopf und verſchwand in einer der engen Gaſſen.

Herr Grimbart lächelte. Nun würden ſie ſich

wieder die Köpfe zerbrechen, warum neulich in der Wasserleitung ein junger Fuchs gefunden worden sei und wer wohl der Justitia, die auf dem Marktbrunnen thronte, einen toten Karpfen in die Wagschale gelegt habe. Ja — die Politik war eine schwierige Sache!

Die Turmuhr über der Stube holte schnarrend aus, die Gewichte ruckten. Es schlug dreiviertel Zehn.

Und da schritten auch schon die ersten Gemeindeväter über den Markt. Würdevoll, in der einen Hand den Hut, in der andern den Stock mit dem Elfenbeinknopf; sie trugen den langen schwarzen Rock, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe und hielten den Kopf steif und geradeaus, damit der Puder nicht von den Perücken stäubte.

Nun trat auch der Bürgermeister Ackermann aus seinem Hause.

„Oho!" sagte der Organist und zog die Brauen hoch, „keinen Haarbeutel, Gevatter? Sondern die große Staatsperücke mit den langen Locken? Also scheint es was wichtiges zu sein. Daß dich doch! Und der Stadtorganist Grimbart hockt in seinem Dohlennest und weiß von nichts? — — Christel! Christel!! Meinen braunen Rock! Und die neue Perücke! Christel — o Du ver-

teufeltes Frauenzimmer, wo ſteckſt Du ſchon wieder?“

„Fluche doch der Herr Ohm nicht ſo läſterlich ſchon am frühen Morgen!“ ſprach die Chriſtel und trat zur Tür herein, den Rock über dem Arm.

„Wenn doch der Bürgermeiſter im Staatsanzug in das Rathaus gegangen iſt! Wo iſt der Stock? Und die Tobaksdoſe? Behüt Dich Gott, Kind; und laß die Milch nicht anbrennen!“

„Und fall' der Herr Ohm nicht die Treppe hinunter vor lauter Aufregung!“ Das Mädchen lachte hinter ihm her. Und auf dem Fenſterbort ſaß plötzlich einer, der auch lachte. Das war Bertram, die Dohle. Der Stadtorganiſt Grimbart hielt von jeher etwas auf einen geſcheiten Umgang; deshalb hatte er am gleichen Tage, an dem die achtjährige Chriſtine Kirchner zu ihm gekommen war, den halbflüggen Vogel aus dem Neſte genommen: die Kleinen ſollten miteinander ſpielen. Herr Grimbart ſprach: ich wünſche, daß die Waiſe meiner Schweſter ein glückliches Leben habe; alſo werden wir ihr dieſen ſchwarzen Vogel zum Geſellſchafter geben — denn ſobald einmal Menſchen ins Spiel kommen, wird es übel.

So waren die beiden in zärtlicher Freundſchaft miteinander aufgewachſen. Jetzt war Bertram

faſt ein alter Herr geworden, aber Chriſtine blühte in der weichen Schönheit ihrer achtzehn Jahre, und wenn die Dohle ihr morgens eines der goldenen Haare vom Kamme ſtahl und damit zum Fenſter hinausflitzte, ſagte der Organiſt: der erſte Sonnenſtrahl fliegt durch die Morgenluft.

Unten in der Kirche blickte eine Madonna zum Altar hernieder. Ein ehrlicher deutſcher Künſtler mochte ſie geſchnitzt und mit ſanften Farben bemalt haben. Sie neigte das milde Haupt leiſe zur Seite, und um die weiße Stirn wellte ſich ſchimmerndes Haar. Die blauen Augen hatten einen ſeltſam weltfernen Schein.

Dieſer Madonna war Chriſtine ähnlich. Sie ſorgte für den alten Ohm — und wohnte über der Welt mit lächelnder Ruhe.

Jetzt flatterte die Dohle dem Mädchen auf die Schulter und ſchmiegte den ſchwärzlichen Kopf an ihren Hals.

„Höre, Bertram — wo haſt Du Dich herumgetrieben?“

„Jeder kehre vor ſeiner Tür!“ ſagte der Vogel.

Chriſtel wurde ein bißchen rot und ſchnippte mit dem Finger nach dem Frechling. Für ſie war es eine ausgemachte Sache, daß Bertram

alles verſtand, was geredet wurde. „O, ich war bei den Tanten. Ja, denke: ſie erzählten, daß Friedrich aus Straßburg kommt und daß große Dinge geſchehen werden. Deshalb iſt auch die Ratsverſammlung einberufen, weißt Du, und Ohm Karl iſt die Treppe hinuntergegangen."

„Lächerlicher Menſch!" ſagte die Dohle.

„Nein — über den Ohm darfſt Du nicht ſo reden ..."

„Lächerlicher —"

„Pfui!" Sie ſchüttelte den Vogel ab; der flog erſchreckt auf den großen Schrank in der Ecke, krächzte noch einmal ſein Sprüchlein von der eigenen Tür und ſchwieg dann beleidigt.

Unterweilen ſchritt der Herr Stadtorganiſt quer über den holprigen Markt und grüßte höflich nach rechts und links, bog in die Gaſſe ein und nickte zu den Fenſtern hinauf, wo etwa hinter den blanken Scheiben eine bekannte Haube auftauchte. Er gedachte dem Rektor Berg einen Beſuch zu machen, um zu fragen, welche Bewandtnis es habe mit der Staatsperücke des Bürgermeiſters; denn der Rektor Berg, oder vielmehr ſeine drei Schweſtern, wußten ſtets alles zuerſt.

Diese drei Schwestern führten dem Wittiber den Haushalt und erfreuten sich einer nunmehr schon an die fünfzig Lenze behüteten Jungfräulichkeit. In dem freundlich hellen Zimmer saßen sie wie drei gutmütige Parzen um den runden Tisch und strickten weiße Strümpfe. Über den bunten Blumenstöcken am Fenster hing ein Käfig, in dem ein Dompfaffe flötete.

„Ich wünsche den geehrten Damen einen recht guten Tag!" sprach der Stadtorganist Grimbart und zog die Tür hinter sich zu.

Drei Schicksalsstrümpfe sanken in den Schoß und drei Nasen erhoben sich ihm entgegen.

„Ah!" sagte Tante Amalie.

„Der Herr Gevatter!" sprach Tante Cornelie mit holdseligem Lächeln.

„Guten Tag!" vollendete Tante Aurelie und ging einen Schritt auf ihn zu, denn sie war die jüngste. Grimbart machte eine galante Verbeugung und faßte ihr ein wenig unter das rundliche Kinn: „Potztausend — eine neue Haube mit grünen Bändern! Die Base ist schön wie die rosenfingrige Eos."

Tante Aurelie lächelte verschämt; Tante Cornelie aber sagte gemessen: „Wenn Du auch schon wieder eine neue Haube trägst, so bist Du doch

eine ehrliche alte Schraube und brauchst Dich nicht mit so einem leichtfertigen griechischen Frauenzimmer vergleichen zu lassen, Aurelie." Dabei lachten die guten Augen aber so lustig, daß man sah: der strenge Ton war nicht ernst gemeint. Ja, so waren nun die drei Mamsellen!

Sie nötigten den Organisten auf das Sofa und fingen wieder an zu stricken. Grimbart räusperte sich; er suchte nach einem geschickten Anfang; fragte schließlich: „Wo ist der Rektor?"

„Er traktieret Grammaticam!" sagte Tante Amalie.

„Historiam!" sprach Cornelie.

„Philosophiam!" vollendete Aurelie.

„So, so." Der Organist merkte deutlich, wie sich die Drei über seine unbeholfene Wißbegier heimlich vergnügten. Er zupfte erst an seiner schöngefältelten Brustkrause, dann an den Spitzenmanschetten und verfiel glücklich auf den Gedanken, eine Prise zu nehmen. Holte also die bunte Dose aus der Rocktasche, klopfte ein wenig auf den Deckel und öffnete sie. „Hm — hm — — was wollt' ich doch ... richtig: heute morgen, wie ich in der Welt spazierensehe, denk ich so bei mir: wie doch der Storch des Gevatters Hausdach ruiniert! Schon wieder der Dachdecker."

„Ja.“ Die Tanten schwiegen ernsthaft, und Grimbart nahm verlegene Zuflucht zu der Dose.

Aber dann konnten die lustigen alten Mädchen es doch nicht mehr aushalten vor innerlichem Vergnügen. Amalie lehnte sich in den Stuhl zurück, faltete die Hände und kicherte — und die andern taten dasselbe. „Hihi, Er weiß es nicht, hihi; Er dummer Mensch — wo es doch die Christel vor einer halben Stunde von uns herausgefragt hat!“

„Was?“ sagte der Gevatter erbost und richtete sich steil auf, „die Christine? O das heillose Frauenzimmer — läßt mich mit meinen alten Beinen die hundertneunundddreißig Turmstufen heruntersakeln und hat es doch gewußt?“ Er warf den Kopf nach der andern Seite herum, daß eine kleine Puderwolke aufstiebte.

Tante Cornelie sah das mißbilligend und dachte an die frischgewaschenen Sofakissen. „Verbreite Er keine Atmosphära um sich!“ sprach sie gravitätisch. „Also, um auf den Dachdecker zurückzukommen — ich will Ihm was verraten, Gevatter.“

„Ja?“ Der Stadtorganist rückte aufgeregt zu ihr.

„Dieser Mensch soll das Dach flicken, auf daß es nicht mehr hereinregne.“

Grimbart ſchwenkte aufs neue eine wütende Puderwolke von ſich: „Wenn Sie nicht mit mir verſchwägert wäre, Baſe, ſo ſagt' ich: Sie iſt eine Gans.“

Da zappelte Cornelie voll prickelnder Aufregung los. „Hihi — aber wo ſoll es nicht hineinregnen, Grimbart? Ja, denk Er: in Friedrichs Stube!“ Und nun platzte ſie mit allem heraus. „Denn Friedrich kommt von Straßburg zurück, und gerade jetzt ſprechen ſie im Rathauſe darüber, daß er — daß er — nun was wohl?“

„Stadtſchreiber werden ſoll!“ ſagte Amalie feierlich.

Der Organiſt machte große Augen und blickte die Tanten der Reihe nach an; die nickten ernſthaft und bekräftigend. „Stadtſchreiber!“ wiederholte der Alte, „aber dazu muß einer ja Ratsherr ſein?“

„Eben drum! Das ſoll er ja auch werden. O — es iſt unerhört, wie unſere Familie geehrt wird. Hat nicht der König im vorigen Herbſte dem Rektor wohlaffektioniert die Hand geſchüttelt? Und nun wird unſer Friedrich mit vierundzwanzig Jahren Stadtſchreiber!“

„Ach Gott ja,“ Cornelie fuhr ſich in beſorgter Rührung über die Augen, „wenn es nur gut

ausgeht. Ich fürchte, der Geist des Hochmutes fällt noch in unser stilles Haus ob dieser unerhörten Ehrungen."

„Und was für Aussichten hat er: er wird in der vornehmsten Gesellschaft verkehren — er wird sogar mit dem Herrn Grafen konferieren müssen."

„Mit dem Herrn Grafen!" sagten die Tanten andächtig; sie waren an der Grenze ihrer Einbildungskraft angelangt und zückten die Sacktüchlein, um ihre Rührung darin aufzufangen.

Eine Woche später saß Friedrich Berg in dem Dachstübchen, das er während seiner Kinderjahre bewohnt hatte. Er fand es wieder, wie er es damals verlassen hatte: die Gardinen an den Fenstern waren mit hellblauen Rosettenbändern zusammengerafft, vor dem fleckigen Spiegel tickte die Uhr mit den Amoretten, und auf der blauen Decke des Rundtisches stand noch das Porzellantintenfaß, über dessen niedliche Schäferfiguren sich die Christel immer so gefreut hatte.

Ja, Christine... Ihretwegen saß der Herr Stadtschreiber vor dem Spiegel, hatte den weißleinenen Pudermantel umgetan und war eben dabei, sein Haar über den Schläfen zu zwei wag-

rechten Locken aufzurollen. Denn heute vormittag wollte er zum ersten Male seit fünf Jahren wieder auf den Turm von Sankt Alban hinaufsteigen, um Christel zu sehen, die nun ein großes und schönes Mädchen geworden war — wie die Tanten erzählten. Friedrich hing eigenen Gedanken nach.

Die drei Tanten aber drängten einander in der Stube herum, daß die Reifröcke wackelten, und lorgnettierten mit erstaunten Augen die ungewöhnlichen Dinge, die der Neffe aus Straßburg mitgebracht hatte.

„Seidene Strümpfe hat er!“ raunte Amalie den andern ins Ohr, „und zwei Taschenuhren — für jede Westentasche eine. Und hier — riech' einmal an der Seife, Cornelie. Ist Dir schon je etwas ähnliches vorgekommen? Überhaupt, hast Du Dir schon jemals das Gesicht mit Seife gewaschen? Zu unseren Zeiten —“

„So!“ sagte Friedrich vor dem Spiegel und wandte sich halb um, „die Frisur wäre glücklich fertig. Nun noch den Puder — wenn Sie gefälligst in die linke Schublade langen wollten, Tante Aurelie ...“

Die drei Jungfrauen stürzten an die Kommode und rissen sich die Schachtel voll Feuereifer aus

den Händen. „Aber Junge," sprach Amalie verwundert, „das ist ja Dein eigenes Haar! Du willst es doch nicht etwa herzeigen, einfach wie es Gott geschaffen hat?"

Friedrich lachte. „Es sind sparsame Zeiten jetzt, liebe Tante; und wenn Sie in Straßburg drei Wochen mit der Laterne suchten — Sie würden doch keinen Juristen finden, der eine Perücke besitzt. Man trägt derlei in Paris nicht mehr — notabene: wenn man selber noch Haare hat."

„In Paris, in Paris!" zischelte Cornelie hingerissen. Aber Tante Amalie schüttelte mißbilligend den Kopf: „Ach, was geht mich Paris an! Wir sind hier in Preußen, und als Stadtschreiber brauchst Du eine Perücke — basta! Wenn Du keine in folio magst, dann werden wir eine geschwänzte kaufen, weißt Du, sogar mit einem Seidenband um den Zopf, da Du schon einmal so nobel geworden bist. Zu unserer Zeit —"

„Liebe Tante," sagte Friedrich sanft, „erlauben Sie mir die Bemerkung, daß auch ein guter Preuße sich wenigstens in der Mode nach Paris richten muß — der König tut es auch. Kurz und gut: ich gedenke auch fürder meine Garderobe so einzurichten, wie man dies in Straßburg gelernt hat."

„Hm!“ Die Drei schwiegen, unsicher und ein bißchen gekränkt; das hatte man nun davon, wenn man es mit der Jugend gut meinen und ihr mit erfahrenem Rat zur Seite stehen wollte!

„Jawohl. Und wenn diese Mode hier noch unbekannt ist, so werde ich sie eben einführen. Wollen Sie mir nun wohl die Puderschachtel übermitteln?“

Die Tanten warfen sich einen bedeutsamen Blick zu und steuerten dann in stillschweigendem Übereinkommen nach der Türe. Gegen diese ruhevolle Souveränität waren sie waffenlos. Am Ausgange gab es noch einen kleinen Aufenthalt, denn jede wollte zuerst entweichen — es ging aber nur jedesmal ein Reifrock durch die Tür.

Friedrich atmete erleichtert auf. Gute Seelen waren sie freilich, diese drei alten Schrauben; aber die galante Zeit hatte verzweifelt wenig auf sie abgefärbt... Er schnallte sich die hellgrauen Beinkleider unter dem Knie zu, legte das weiße Halstuch um und ordnete mit zupfenden Fingern die Spitzen der Brustkrause. Dann zog er die lange gelbe Weste und den violetten Tuchrock an und schloß den Knopf über der Brust.

Er betrachtete sich im Spiegel und lächelte. Man hatte behauptet: seine Züge seien denen

des Königs ähnlich; le marquis de Brandebourg pflegten ihn die luſtigen Straßburger Kumpane zu nennen. „Hol mich der oder jener — Du biſt ein hübſcher Burſche, lieber Friedrich. Die Chriſtel wird ſtaunen. Und die geſchwungene Linie des rückgekämmten Haares iſt heute mit beſonderer Sorgfalt gelungen — oh cette belle vergette! ſagte die zarte Mimi ſtets in ihrem denkwürdigen elſäſſer Franzöſiſch.“ Aber dann machte er ſich mit ernſthafter Miene eine Verbeugung: „Ich empfehle mich ſubmiſſeſt, mein würdiger Herr Stadtſchreiber!“ Friedrich hakte das Kettlein, an dem der ſchlanke Degen hing, in den Hoſenbund, nahm den Dreiſpitz unter den Arm und ſtieg die Treppe hinunter.

Alles beim Alten! dachte er, als er langſam durch die engen Gaſſen ſchritt. Der Rinnſtein läuft immer noch in fröhlicher Freiheit über das Pflaſter; ich möchte wetten, daß die Heringstonne vor des Krämers Tür die gleiche iſt, die wir damals unter die Traufe ſchoben, weil die Fiſche ſchwimmen lernen ſollten. Es wurde ihm ſchier unbehaglich zumute, wenn er an die Prügel dachte, die er deswegen bekommen hatte; und damals wurd' es ihm zur Gewohnheit, einen recht weiten Bogen um das Haus des Krämers Pietſch zu

machen. Aber heute ging er erhobenen Hauptes geradeaus — ja, da ſtand der alte Pietſch und machte einen höflichen Kratzfuß, und Friedrich nickte freundlich und ſchwenkte den Hut ein wenig nach unten.

Die Leute bleiben dieſelben, aber die Verhältniſſe ändern ſich! philoſophierte der Herr Stadtſchreiber; genau wie die Wolken: jetzt ballen ſie ſich zu einem Schlachtroß zuſammen — und nach einer Weile iſt ein Kamel daraus geworden. Wolken bleiben ſie ſtets, aber der Wind bläſt ſie mutwillig durcheinander, wie er will...

Nun mündete die Gaſſe auf den Markt. Der Turm von Sankt Alban ragte hoch in die blaue Juniluft. Wenn einer ſcharfe Augen hatte, konnte er wohl erkennen, ob der alte Grimbart droben am Fenſter ſaß und auf die Welt herunterblickte. Heut war das Bogenfenſter leer: aus der Kirche hallte gedämpfter Orgelton; alſo muſizierte der Alte. Friedrich erinnerte ſich daran, wie er als Kind neben dem Organiſten auf der geheimnisvoll dämmrigen Empore geſeſſen habe und ihm die Notenblätter umwenden durfte; die ſchmalen Finger glitten über die Taſten — und von oben ſtürzte die Muſik auf den Spieler herunter — er ließ die Engel ſüße Weiſen ſingen

und ließ den Geist Gottes gewaltig über das finstere Wasser daherbrausen, als läge die ganze Schöpfung in dem großen Instrument.

Eben wieder tirilierte der Diskant wie jauchzende Kinderseelen. Friedrich lauschte noch ein wenig und ging dann an der Kirchentür vorüber: er wollte den Ohm nicht stören. Nun würde er die Christel allein finden ... An der sonnenheißen Klinke der Turmpforte fühlte Friedrich, wie kühl doch seine Hand sei. Das Herz schlug ihm freilich ein wenig schneller, denn es war eine große Erwartung in ihm: wie er wohl die Gespielin seiner Kinderjahre wiederfinden würde.

Fünf Jahre waren eine lange Zeit. Er stieg die alten Stufen empor. In fünf Jahren — lieber Gott, was war in dieser Spanne aus ihm geworden! Als schüchterner Kleinstädter war er damals nach dem französischen Straßburg gekommen — heute steckten die Tanten die Köpfe zusammen und staunten über seine modische Weltgewandtheit. Und Christine hatte nun fünf lange Jahre mit dem wunderlichen Ohm in der Höhe gehaust, in einem Schlafkämmerlein, das durch eine winzige Luke Licht bekam; und in einem Wohngemach, aus dessen einem Fenster man von der Morgensonne geblendet auf den Markt

hinabsah, und unter dessen anderem Fenster der Kirchhof lag, den der Abendschein umfriedete. Ein merkwürdiges Leben!

Da stand Friedrich auf dem schmalen Treppenabsatze vor der Tür, und weil niemand auf sein Klopfen antwortete, trat er ein.

Das Turmzimmer war leer — aber in der winzigen Küche nebenan stand Christine vor dem Herd und rührte voll Eifer in einem Kochtopf; der Deckel des Wasserkessels schnurrte, und sie überhörte das leise Knarren der Tür.

Friedrich ging sacht herzu.

Schau, schau! Die Demoiselle ist groß geworden! Und wie gefällig die weichen Falten des braun und weiß gestreiften Kleides herunterfließen. Und das goldene Haar...

„Christel!"

Sie wandte den Kopf. Und lief schnurstracks in seine Arme.

Dann saßen sie wieder am Fenster einander gegenüber, wie in der Kinderzeit, und Friedrich mußte erzählen: wie die Welt jenseits der Buchenwälder aussehe. Was die vornehmen Damen für Haartrachten hätten; ob es wahr sei, daß sie ein Drahtgestell und Kissen auf dem Kopfe trügen, um die Frisur in die Höhe zu bauen; ob die Fran-

zösinnen wirklich auf goldenen Schuhen gingen ... ob ... und ob ...

Er stand ihr lächelnd Rede und dachte, daß Christel geblieben sei, was sie gewesen war: ein hellsinniges, stilles Kind. Je länger er mit ihr sprach, desto ruhiger wurde er; ein feiner Schein lag um sie, der gewoben war aus Sonnenlicht und dem frischen Hauche des Frühwinds und aus einem seltsamen Dritten, das Friedrich vergebens zu erfassen suchte. Er sah mit leisem Kopfschütteln zu ihr hinüber: „Es ist sonderbar, was für Menschen dieses wolkennahe Leben auf dem Turm heranzieht. Der Organist redet mit dem Wind — tut er's noch? — und Du blickst die Leute aus Augen an, so weltfern, als hätte Dein Fuß die Erde nie berührt. Da ist Bertram noch! Der war Dein einziger Gefährte, bis Tante Cornelie Dich eines Tages zu uns holte und wir Freundschaft schlossen. Weißt Du noch, wie wir dann am Wall Räuber und Husaren spielten? Es war eine ganze Schar — wo hat sie der Wind hingeweht?"

„Sie sind alle noch hier," sagte das Mädchen, „manche haben geheiratet, manche sind begraben; und Bürgermeisters Jakob —"

„Der ist auch noch da?" Friedrich lachte. „Und

er ſchwur, daß er mit zwanzig Jahren auf einer einſamen Inſel wohnen und eine wundervolle Höhle und einen zahmen Menſchenfreſſer haben würde, wie Robinſon.“

„Zuerſt ſollt' er ein Studierter werden, aber dann hat er es durchgeſetzt, daß ihn der Vater Muſik lernen läßt. Ohm Karl gibt ihm Unterricht im Orgelſpielen, und er wird gewiß einmal Stadtorganiſt und Kantor; dann wird er auf unſern Turm ziehen — und was wird mit mir? Ich tät' erſticken in den engen Gaſſen, wo man die Naſe ans Fenſter drücken muß, um ein Stücklein Himmel zu ſehen. Aber Du wirſt Dich dareinmiſchen, gelt? Denn Du biſt Stadtſchreiber und eine Reſpektsperſon.“

„Das will ich freilich tun!“ ſagte Friedrich tröſtend. Dann küßte er ſie — unbefangen und kindlich wie vor Jahren, und ſtieg ſinnend die Treppe hinab; dieſe Madonna vom Turm trug eine unſichtbare Krone, vor deren heimlichem Glanze ſeine Straßburger Weltlichkeit wegſtiebte wie Blütenſtaub, wenn der Sommerwind durch den Garten läuft. Kurios! Ob es doch wirklich ſo iſt: daß die Menſchen beſſer werden, je weiter ſie vom Erdenleben entfernt ſind?

Eines Morgens gingen der Stadtschreiber Friedrich Berg und der Musiker Jakob Ackermann durch das östliche Tor.

Von den hellen Birken, die auf den Wällen wuchsen, rieselte das Sonnenlicht, und neben dem Wege breiteten die Wiesen ihren Teppich. Am Rain hatten die Löwenzähne ihre Kerzen aufgesteckt, und wenn der Wind sich über das Gras heranwiegte, ließen sie kleine weiße Sterne in die Luft fliegen.

Jakob hatte die Hände auf dem Rücken, und wie er so mit seinen kurzen Beinen vergnügt neben dem Freunde herspazierte, sah er ein wenig dem Swinegel ähnlich, der einstmals auf der Buxtehuder Heide mit dem Junker Hase jenen denkwürdigen Wettlauf bestand. Nicht etwa, daß er häßlich gewesen wäre — im Gegenteil; es hatte selten jemand mit tieferen blauen Augen in die

Welt geſchaut, als der kleine Ackermann. Aber ſeine Naſe war ein bißchen zu luſtig gen Himmel gebogen, und die gerollten Locken, die bei anderen gemeinhin wagrecht über den Ohren lagen, ſtanden bei ihm ſenkrecht wie zwei ſeitliche Hörnlein. Wenn er ſprach und dabei mit den Armen fuchtelte, war es, als ob er lauter hitzige Borſten in die Welt ſpießte und einen klappernden Stachelpanzer aufrichtete.

Und doch war Jakob Ackermann im Grunde ſeines Herzens ein gottvergnügtes und friedliches Menſchenkind, das ſeinen zierlichen Degen nur trug, um bei paſſender Gelegenheit darüber zu ſtolpern. Jetzt ſchaute er in die Höhe, ob er nicht irgendwo eine Lerche im Blau finden könne, und ſagte behaglich: „Ja, das iſt nun ſo! Mein Vater iſt Bürgermeiſter und hat eine gewichtige Stimme — wenn ich's drauf angelegt hätte, ſo wär' ich vielleicht in fünfzehn oder zwanzig Jahren auch Bürgermeiſter. Aber Gottſeidank! Es iſt ein Zeichen für das Genie des menſchlichen Geſchlechts, daß es nie nach dem greift, was ihm am nächſten liegt. Was meinſt Du wohl, wie ich mich ausnähme als Beamtenzopf — ich mit meiner Muſikantenſeele? Es iſt ein infamer Gedanke."

Dem Stadtſchreiber ging das Wort vom Beamtenzopf doch gegen den Strich. „Ich weiß nicht. Wenn Du durchaus auf dem Clavecin herumfingern mußt — —“

Jakob ſchnellte in die Höhe und bekam Stacheln um ſich. „Herumfingern? Donner! Aber ſagt' ich's nicht immer: Juriſt wird einer nur, wenn alle Beſſerungsverſuche nichts genützt haben! Herumfingern — das ſagſt Du mir? Und ich dachte in Dir ein fühlendes Herz zu finden! Aber ich hätt' es wiſſen müſſen: unſere Zeit zerfetzt alles Große in Grottenwerk mit Schnörkelchen und Spitzchen — willſt Du auch die Kunſt zu einem niedlichen Zeitvertreib machen? Ha, Du Teufel von einem Stadtſchreiber! Ahnſt Du, was die Muſik für uns bedeutet?“

Friedrich war etwas verblüfft über dieſen Ausbruch und wurde verſöhnlich. „Du darfſt nicht dermaßen wüten, Jakob; ich habe fünf Jahre lang in der Straßburger Geſellſchaft herumgelebt — die Damen machen gerade nur ſo viel Muſik, als zum guten Ton gehört. Und die franzöſiſchen Sachen —“

„Jawohl! Pech und Schwefel über Sodom! Die Franzoſen ſind muſikaliſche Kanaillen. Ich kann's mir denken: den lieben langen Tag trällert

das »Il était une bergère«, und »Beau page, ah mon beau page« und lauter solche kreuzvermaledeite Schlemperliedchen. Aber was ordentliches will ich hören!"

„Die französische Kultur ist die Leuchte der Welt, Jakob."

„Wir wollen lieber sagen: der Leuchter. Denn das Licht, das oben draufsteckt, das Licht sind wir — verstehst Du? Du meinst, vorläufig sei das noch ein jämmerlich kleines Flämmchen, und wenn der fünfzehnte Ludwig die Lippen spitzt, fängt es an zu zittern. Meinetwegen. Aber der große Friedrich hat schon die eiserne Lichtputzschere in die Hand genommen, und wenn er es auch selber nicht weiß, so wird doch die Nachwelt ihn darum preisen. Ein Gewaltiger ist schon dahin: Johann Sebastian Bach — was sagst Du zu dem?"

„Nichts!" antwortete Friedrich kleinlaut, „in Straßburg —"

„Zum Teufel mit Deinem ewigen Straßburg! Nichts sagst Du zu ihm? Schurke, ich will Dir eine Fuge vorspielen, daß Dir die Seele aus den Fugen gehen soll!" Er packte den Stadtschreiber beim Arm. „Da! Johann Sebastians Tod hat die große Lücke gerissen, die einer ausfüllen muß,

— und ich werde das tun, ich, Jakob Ackermann!"

Und Jakob Ackermann stellte sich mitten auf den Weg, steckte seine Hand mit kühnem Schwunge in den Busen und nahm einen Vorschuß auf die Unsterblichkeit.

Friedrich sah ihn mit großen Augen an. „Höre, Jakob, Du bist ein exzellenter Bursche. Was sind das für ungestüme Hingerissenheiten? Mir scheint, daß in Deutschland ein ganz besonderer Saft in die jungen Bäume gestiegen ist."

„Spürst Du das auch schon, Bruderherz? Ja! Das macht: uns Deutschen gehört die Zukunft. Wir sind die Echten. Die Franzosen haben den alten Griechen einen Zopf angehängt, leiern Tiraden herunter und meinen, das wäre was Großes. Aber nein! Gefühl! Empfindung! So aus dem Innersten heraus, hingegossen, niedergeschmettert vor der Gewalt des Herzens — unser Messias ist schon geboren. Kennst Du Klopstock?"

„Ja!" sagte Friedrich; das heiße Aufwallen des Anderen erregte ihn. „Das ist einer! Der große Gesang auf den Erlöser ist das Fabelhafteste, was je ein Mensch zuwege gebracht hat."

„Und hier, Friedrich, hier will ich einsetzen:

Bach und Klopstock sollen die Grundlagen der neuen, herrlichen Nation sein. Es muß einer kommen, der die Wohltemperiertheit und das Stammeln des Herzens zu einer Harmonie zusammenschweißen kann. Händel hat einen Messias komponiert — aber er kannte Klopstock noch nicht. Und ich, ich kenne ihn!" Jakob stellte sich auf die Fußspitzen, faßte den Stadtschreiber bei den Schultern und schüttelte ihn. „Mensch! Wurmseele! Ich habe die beiden ersten Sätze fertig: ein Messias. Wir gehen zusammen in die Kirche, wenn graues Gewitterlicht vor den Fenstern steht und die Welt auf Erlösung von dumpfer Schwüle wartet. Ich will Dir's vorspielen, daß Du Dich im Staube krümmen sollst!"

Er setzte sich erschöpft an den Grabenrand und wischte sich über die Stirn. Friedrich schwieg; so hatte in Straßburg keiner zu ihm gesprochen. Er schämte sich ein wenig, wenn er an die galanten Tändeleien dachte, mit denen er das Leben der letzten Jahre bekränzt hatte — — und hier, in dem steifen Preußen, über das sie jenseits des Rheins zu lächeln gewohnt waren, hier wühlte sich ein neues Zeitalter ans Licht, voll ungeahnten Schaffensdranges und großartiger Leidenschaft...

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander.

Der Sommerwind fiel auf die wallenden Felder und trug Lerchengesang vom Himmel. Der kleine Ackermann breitete die Arme:

Ich entflog ihr und sang, und der bewegte Hain
Und die Vögel umher hörten mein flötend Lied!
Und des Baches Gespräche
Sprachen leiser am Ufer hin.

Friedrich nickte verloren. Er sah nach dem Park hinüber, wo die kleine goldene Kuppel des Schlosses Montabel in der Mittagssonne glänzte.

Jakob hatte sich beruhigt und folgte dem Blick. „Der Graf hat es umgebaut in den letzten Jahren; es soll ganz nach der neuesten Mode eingerichtet worden sein, mit Wasserkünsten und Marmorfiguren — die Adligen folgen dem König in ihrem Geschmack."

Von der Stadt her lief helles Glockenschwingen über das Land. „Das Mittagsläuten!" sagte der Stadtschreiber und stand auf, „wir wollen heimgehen."

Jakob dehnte sich. „Das war ein froher Morgen für mich; denn Du hast ernsthafte Augen bekommen, Friedrich — das zeigt mir: die französische Politur wird brüchig, weil das deutsche Herz anfängt, sich aufzufalten in der neuen Blüte unseres

Frühlings. Heute Nachmittag kommſt Du zu mir; ich muß Dir einen Begriff von Muſik beibringen!"

Es dauerte nicht lange, bis Friedrich in dem Städtchen wieder daheim war.

Während der erſten Wochen beſuchte er die Mitglieder des Rats; er machte dabei neue Bekanntſchaften, knüpfte alte Beziehungen wieder an und freute ſich, daß dieſe Viſiten ihm nicht zur Laſt wurden; denn die ehrlichen Bürger waren nicht auf ſpitzfindige Höflichkeiten erzogen, und die Haustöchter erröteten vor Vergnügen über jedes harmloſe Kompliment.

Und dabei ſah Friedrich, daß die Damen der Straßburger Geſellſchaft zwar eleganter und frivoler, aber keineswegs hübſcher geweſen ſeien, als es die Mädchen hier waren. Dort hatten die Frauen ihre leere Eitelkeit unter pomphaften Friſuren und unendlichen Reifröcken verborgen — hier trugen ſie das Haar ſchlicht aufgeſteckt und verdarben die weiche Einfalt des Kleides nicht durch ſteife Gerüſte.

„Die Menſchen ſind hier inniger und gerader," ſagte der Stadtſchreiber zu Jakob.

„Kaum zu ihrem Schaden!" antwortete der und freute ſich, daß Friedrich nicht mehr über

die Schlichtheit dieses Lebens lächelte, wie er es anfangs bisweilen getan hatte.

Friedrich aber geriet in einen zweifelhaften Zwiespalt. Von Straßburg her war der elegante Studiosus gewohnt, jedem niedlichen Frauenzimmer, das ihm etwa in die Quere kam, wohlwollend unter das Kinn zu fassen. Und nun ertappte er sich unterweilen dabei, wie ihn diese liebe Gewohnheit in Versuchung führte, sein neues Amt und seine respektable Würde zu vergessen und wohl gar mit einer Ratstochter schönzutun, weil sie ein wenig kammerkätzchenhaft angezogen war. Aber in diesen gefährlichen Augenblicken besann er sich immer noch glücklich, legte den schon ausgestreckten Finger nachdenklich an die Nase und machte eine Bemerkung über die Welt im allgemeinen und über das Wetter im besonderen.

So kam er in den Ruf eines höchst bedachtsamen und philosophischen jungen Mannes, und die Mütter blickten ihm hinter den Gardinen nach, wenn er über die Straße ging. Kurz: der Herr Stadtschreiber vollbrachte ein ehrsames und untadeliges Leben — wenigstens äußerlich; denn ganz im geheimen saß ihm doch ein kleiner Kobold im Nacken und zwickte ihn wegen der hübschen

Liſette oder der appetitlichen Roſine oder der ſchlanken Franziska.

Und ſo geſchah es, daß Monſieur Friedrich Berg abends des öfteren an ſeinem Fenſter ſaß, den klippernden Pantöffflein nachſchaute und überlegte: ob man hier wohl im Dunkeln auf Katerſteigen wandeln könne, ohne am nächſten Morgen in einem peinlichen Fangeiſen gefunden zu werden.

In dieſer Schwierigkeit ſuchte er ſich dem kleinen Muſikanten anzuvertrauen. Aber Freund Ackermann zeigte ſich da von einer höchſt merkwürdigen Seite! Wenn ſie zuſammen in ſeiner Stube ſaßen und über tiefſinnige Dinge redeten, hieb der rabiate Jakob in einer Viertelſtunde die geſamte Geſellſchaftsordnung in Stücke und baute aus den Trümmern eine neue Welt auf, ſo wie ſie der liebe Gott gemacht haben würde, wenn er ſo geſcheit geweſen wäre wie Jakob Ackermann. Wenn aber Friedrich erklärte: er ſei völlig einverſtanden mit dieſen Umſturzplänen, und nun wollten ſie gleich den Anfang mit dem neuen Leben machen und heute Nacht ein paar obrigkeitlich nicht bewilligte Küſſe austeilen — dann ſank der Muſiker erſchrocken zuſammen und meinte: das wäre nicht ſein Fach und er ſei dazu ſehr unbeholfen...

Friedrich lachte. „Entweder Du bist ein Tropf, Jakob, oder Du bist gefährlich verliebt. Siehst Du wohl, wie rot Du wirst, Kujon? Und soll ich Dir auch sagen, in wen Du verliebt bist, he? In des Stadtorganisten goldhaarige Christel!“

Ackermann hob kläglich die Schultern. „Ja — wer das wüßte! Manchmal glaub' ich, es ist beides richtig. Und geh' ich zum alten Grimbart hinauf, oder vielmehr ... nun ja — dann steig' ich immer mit unsicherem Herzen die hundertneununddreißig Stufen wieder herunter und bin genau so gescheit wie vordem. Zum Beispiel heute, wo der Wind unter dem grauen Himmel hinfegt, möcht' ich wohl einmal die Sonne sehen, weißt Du — nur einen Strahl, einen ganz feinen goldenen Strahl, etwa wie Christinens Haar ...“

„Schön!“ sagte der Stadtschreiber, „gut! Wir werden hinaufgehen, gleich heute Abend, wenn das letzte Dämmerlicht um die Turmspitze weht.“ Er klopfte Jakob gönnerhaft auf die Schulter. „Ich werde mit ihr reden, Du schüchterner Geselle —“

„Nur nicht! Nur nicht!“ Der kleine Ackermann lief entsetzt durch die Stube und rang beschwörend die Hände gegen Friedrich. „Kein Wort — Verräter! Ha; ich will Dir mit diesen meinen Fingern

die Gurgel abdrücken, wenn Du das kleinste Sterbenswort redest! Nichts, hörst Du?" Er fiel dem Freund in die Arme.

Der schüttelte verwundert den Kopf. „Was willst Du? Dir fehlt eine Frau. Oben auf dem Turme sitzt eine. Also gehst Du hinauf und sagst: so und so — und in vier Wochen ist Hochzeit; vorausgesetzt, daß Du den Mut dazu hast. Sonst muß ich es eben sagen..."

„Schurke!" brüllte der Musikant und ging mit der Gitarre auf ihn los, „soll ich Dir die Frisur zu Schanden prügeln? Willst Du mich umbringen? Liebster, bester Friedrich! Zuckerschreiber! Kanaille! Daß Dich doch ein höllisches Donnerwetter sieben Meilen tief in die Erde hineinschlüge, wenn Du schwätzest!" Er sank auf den Stuhl.

Friedrich aber lehnte an der Tür und hielt sich die Seiten. „Dir ist nicht zu helfen, Jakob. Solch ein Heldentum zieht nur die wahre Liebe heran; und in wahre Liebe soll man sich nie hineinmischen. Also magst Du selber auslöffeln, was Du Dir heimlicherweise eingebrockt hast." Er nahm vorsorglich die Klinke in die Hand. „Und daß die Christel nur nichts davon erfährt — gelt, Jakob?"

Der kleine Ackermann sprang erbost auf. Aber Friedrich war schon auf der Treppe. —

Der Abend kam auf Fledermausflügeln über die Stadt. Ein schwüler Wind riß Zacken und Fetzen aus den schwarzen Wolken, die unter dem blassen Mond hingeisterten; er rüttelte an den klappernden Fensterläden, jagte den Staub durch die öden Gassen und wirbelte ihn rund um den Markt.

Oben aus dem Turme von Sankt Alban schimmerte das Lichtlein des Organisten durch brauende Finsternis und strahlte als friedvoller Stern über der wilden Jagd, die an den Giebeldächern entlangheulte.

Der Musikant hatte sich ängstlich in Friedrichs Arm gehängt und verkroch sich tief in seinen Mantel vor dem Staube, den ihnen der Wind ins Gesicht peitschte. So kämpften sie sich über den nächtlichen Platz, hielten atmend vor der Turmpforte und zogen am Klingelgriffe.

Christel kam herunter und öffnete — der Sturm riß ihr die Tür aus der Hand und warf sie gegen die Mauer. Aber Friedrich zog sie wieder heran und drehte den Schlüssel sorglich um. Nun standen sie in dem Turm.

Eine modrige Schwüle webte in dem unsicheren Halbdunkel; es roch nach dem uralten, wurmstichigen Holz der Treppe, und die matten Strahlen

der Kerze glitten über die ausgetretenen Stufen und ließen geisterhafte Schatten herantanzen, die aus den Winkeln schwebten, über das Geländer huschten und sich oben in der unendlichen Finsternis verloren.

„Seltsam!“ sagte Friedrich und blickte zu Christel auf, die mit dem Leuchter voranging, „daß Du Dich nicht fürchtest, Christine! Wie grabtief hier jeder Laut klingt — und wie unheimlich das Licht über die Gemäuer huscht! Mir ist, als wären die Stufen lauter alte Särge, die einer grauslich aufgetürmt hat. Und die Toten drinnen klopfen mit Knochenfingern gegen die morschen Bretter — da fallen die Särge auseinander und die Schädel rollen über die Trümmer, den ganzen Turm herunter; einer nach dem anderen kommen sie hergehüpft — —“

Aber das Mädchen stieg weiter die Treppe hinauf und wandte sich nicht einmal um. „Ja —“ sprach sie mit fremder Stimme, „es gibt seltsame Dinge hier. Uns tun sie nichts, denn wir lassen sie in Frieden. Wir erschrecken auch nicht über sie — warum auch? Es ist ja ein Haus, in dem wir alle wohnen, und sie halten gute Nachbarschaft.“

Friedrich blieb stehen und faßte das Geländer. „Wer ist das — sie?“

Nun hielt Christine doch inne und schaute zu den beiden herunter. Sie hielt die Hand vor das Flämmlein, damit die anderen nicht geblendet würden; so fiel der Schein nur in ihr Gesicht und ließ es unwesenhaft vor dem quellenden Dunkel des Grundes stehen.

Die Männer blickten betroffen zu ihr auf. „Christel!" sagte Jakob beklommen, „was hast Du für eine sonderbare Kerze in der Hand? Du schaust unheimlich aus — so bleich, und so große Augen und — wohin siehst Du?"

Das Mädchen stand unbewegt. „Wer sie sind? Sie haben blasse Schleier an und gleiten durch die braune Nacht. Da ich noch ein Kind war, haben sie mich zugedeckt und in den Schlaf geraunt. Wenn der Abend sinkt, schweben sie auf. Wenn der Tag steigt, sinken sie hinab ..."

Das Licht schwankte.

„Christine!" Friedrich sprang die Stufen hinauf und fing das Mädchen in seinen Armen. Jakob nahm die Kerze.

„Was sagst Du?" Sie richtete sich auf und blickte die beiden erwachend an: „War etwas da? Ach, es ist nichts. Die Stufen sind so steil; nun bin ich ausgeruht — nur noch ein wenig, und wir sind oben ..."

Sie stiegen langsam weiter. Friedrich sah stumm zu dem Musikanten hinüber: dem stand das Grauen in den Augen.

Endlich traten sie in die Turmstube. Der Organist saß am Tisch und las; als die Tür ging, klappte er das Buch zu und tat die Brille von der Nase. „Ihr bringt einen steifen Wind mit; mich deucht: er reitet auf schwarzen Wolkenpferden vor dem Herbste her. Ein scharfer Reiter — höre doch!" Der Sturm stieß wider die Fenster und sang oben in der Glockenstube. Grimbart lauschte. „Das hat nichts zu bedeuten — nur, wenn die Windfahne hin und herknarrt, haben wir bisweilen böse Nächte; denn wir sind dem Herrgott bedenklich nahe hier oben — gelt, Christel?"

„Freilich!" sagte das Mädchen, „sie kann einem ins Gewissen reden mit ihrem Gekreisch. Manchmal knarrt sie, wenn der Wind nur halb so schnell jagt wie heute, und manchmal hört man sie auch im Sturme nicht. Wißt Ihr, warum das so ist? Ich weiß es: wenn drunten in den Häusern ein Mensch gestorben ist, dann fliegt die arme Seele ruhelos durch die Nacht und muß sich endlich auf die Turmfahne setzen — und dann kommt der Wind und bläst und reißt und zaust sie, bis

aller Erdenstaub von ihr fortgeweht ist. Ja, dann kann die arme Seele in den Himmel eingehen. Noch neulich wacht' ich auf und hörte die Fahne seufzen — und richtig war am andern Morgen der alte Nachtwächter tot. Nur einmal blieb es ruhig; das war, als der Pfarr starb; der hatte kein Fehl an seiner guten Seele, und deshalb brauchte der Wind sie auch nicht herumzuwerfen."

Ohm Grimbart nickte. „Wir hier oben lernen seltsame Dinge. Du brauchst nicht so unbehaglich dreinzuschauen, Friedrich — man gewöhnt sich daran und es tut einem nichts."

Aber der kleine Ackermann saß mit gefurchter Stirn da und hielt die Hände fröstelnd über das Kohlenbecken. Der Organist sah es und winkte Christinen; die brachte drei Gläser und setzte eine Flasche neben den Krug. „Du kannst schlafen, Kind!" sagte der Alte und nickte ihr zärtlich zu.

Da flatterte Bertram vom Schrank herunter auf des Mädchens Schulter. Christel bot den dreien eine gute Nacht und ging hinaus.

Der Musikant goß hastig sein Glas hinunter, und während Ohm Grimbart es umständlich von neuem füllte, beugte sich Friedrich zu dem Freunde. „Höre — wenn jemand sich eine Braut holen

will, darf er sich auch von hunderttausend rasselnden Beingerippen nicht irre machen lassen. Schneide kein so heldenmäßiges Gesicht, Jakob!"

„Halt's Maul!!" knurrte der. Und das war ein Zeichen dafür, daß er langsam seine Mannhaftigkeit wiederfand.

Aber die Rede kam an diesem Abend doch nicht mehr auf Christel; so sehr sich der Stadtschreiber auch darum bemühte — Jakob wußte ihm immer seine diplomatischen Fäden zu verwirren, und es schien, als ob auch der alte Grimbart derlei Gesprächen ausweichen möchte.

Als die Mitternacht vom Turme rief, gingen die Freunde schweigsam nach Hause und waren nachdenklich über die seltsame Art Christinens. Besonders der Messiaskomponist verfiel in große Tiefsinnigkeit: wie konnte dieses ruhige Kind so abgründige Augen machen? Das hatte Jakob Ackermann nicht vermutet; er kannte in seiner eigenen Seele genug geisterhelle Gipfel und unheimliche Schründe — und in Christel hatte er den unbekümmerten, ebenmäßigen Ausgleich zu seiner innerlichen Zerwühltheit zu finden gehofft. Nach diesem Abend aber konnte er daran zweifeln, ob der Weg, der ihn zu ihr führte, der richtige sei.

Deshalb ging Jakob Ackermann seit dem sonderbaren Erlebnis jenes Abends recht einsilbig einher. Wenn er das Pult mit dem Notenpapier neben das Klavier rückte und arbeiten wollte, hielt er den Gänsekiel reglos in der Hand und starrte über die Blätter weg durchs Fenster. Die Unsicherheit seines Herzens griff mit zittrigen Fingern nach seiner Schaffenslust und zerstörte, was sich bilden wollte. Er nahm sich zusammen, warf eine Zeile hin — und merkte, daß es nicht gut war.

So quälte sich der Musiker eine Woche lang, bis er endlich die Feder hinwarf und in die Welt hinausrannte.

Draußen leuchtete der Herbst. Das Laub der Birken, die auf den alten Stadtwällen standen, wurde licht, und die Edelkastanien bekamen purpurne Kronen. An einer Stelle — just da, wo man nach dem Schlosse Montabel hinüberschauen konnte — stand eine Bank auf dem Wall. Dorthin ging Jakob an diesem Nachmittag und sah über das Land.

In der Ferne baute sich der gläserne Himmel über den flammenden Buchenwäldern auf; es war, als könnte man durch die lichte Luft mitten in die ewige Seligkeit schauen .... Ja, da stand

der Strahlenthron Gottes, und auf einem einzigen weißen Wölkchen knieten die kleinen Engel anbetend und ſangen Halleluja der Weisheit, von der die Welt regiert wird; ein wenig im Hintergrunde ſaßen die himmliſchen Muſikanten und hatten die Poſaunen des jüngſten Gerichts einſtweilen beiſeite gelegt, weil die Sonne gar ſo herrlich ſchien; dafür ſpielten ſie auf goldenen Geigen mit ſilbernen Saiten, und manche bliesen pausbäckig auf der Flöte. Es klang, als ob man mit dem Finger über den Rand eines wunderfein geſchliffenen Glaſes hinſtriche.

Und alle die kleinen Engel auf der weißen Wolke hielten roſenfarbene Seidenbänder in den Händen und ſangen: Lob ſei der Allweisheit, die nichts unnütz geſchehen läßt! Lob ſei der Allgüte, die verſtehend verzeiht! Lob ſei der Allmacht, die den Lauf der Sterne lenkt, Lob ihr, die dem Stäubchen ſeinen Weg weiſt...

Der kleine Muſiker verſank im Anſchauen dieſer Herrlichkeit; er fühlte plötzlich, wie ihm niedliche goldene Flügel wuchſen — und da flog er auch ſchon über die gelben Stoppelfelder und über die roten Wälder, mitten hin vor den großen Thron. Merkwürdigerweiſe hatte er ſein Meſſias-manuſkript unter dem Arm und er wunderte

sich ein wenig, daß es für Orchester instrumentiert sei. Er stellte sich mitten auf die Wolke, verteilte die Notenblätter und fing an zu dirigieren!

Da wurden die Englein still und das feine Klingen verstummte. Ein großer Weltakkord hub an zu tönen.

„Crescendo, meine Herren, molto crescendo!“ sagte Jakob Ackermann und holte mit einer hinreißenden Armbewegung das Anschwellen wundervoll heraus, „merken Sie denn nicht, daß es eine Palmsonntagsstimmung ist? Die zweite Violine rechts ist einen Viertelton zu tief! So etwas sollte im Himmel aber doch nicht vorkommen — — — so — so — jawohl! Pssst!“

Er taktierte weiter. Es wurde fabelhaft. Den Flötisten liefen die Tränen über die Backen vor Entzücken, und die Violinen strichen mit unerhörter Hingebung. Die beiden Sätze strahlten heraus, wie Jakob es nie gedacht hatte. Auf Erden war er freilich in der Arbeit noch nicht weiter gekommen, aber hier machte das nichts aus; also dirigierte er gleich aus dem Kopfe den dritten Satz. Und wuchs dabei schier über den Himmel hinaus. Wie das sprudelte und jauchzte und tanzte vor lauter Lichtfreudigkeit!

„Aushalten, aushalten!“ sagte Jakob bei dem letzten Takt und zitterte vor Erregung.

Dann winkte er ab, gab den Taktstock dem nächsten Engel und stieg von seiner Wolke herunter.

„Ausgezeichnet, lieber Ackermann!“ sagte eine Stimme vom Throne her, „in der Tat ausgezeichnet! Der alte Johann Sebastian wird sich freuen, wenn er davon hört. Und nun gehen Sie in Gnaden nach Hause und schreiben Sie das Allegro auf. Oh — ich weiß schon.... fangen Sie keine Grillen! Sie brauchen sich wegen der letzten Tage nicht im mindesten aufzuregen; Musik sollen Sie machen, aber nicht der Vorsehung ins Handwerk pfuschen — verstanden? Überlassen Sie diese Sorgen uns — Glück auf den Weg, Jakob Ackermann!“

Und dann saß der Musikant mit einem Mal wieder auf dem alten Stadtwall und fröstelte ein bißchen, weil die Sonne schon untergegangen war. Er schaute erstaunt umher. Aber dann sprang er auf und lief den Wall entlang heimwärts. Fuchtelte mit den Armen in der Luft und hörte noch das Allegro.

Am Tore begegnete ihm Friedrich.

„Höre, Jakob —“

„E — c — a ...“ sang der kleine Ackermann und suchte sich loszumachen.

„Wenn Du heut abend —“

„Fis — d — h!“ schrie Jakob voll himmlischer Seligkeit und wirbelte eiligst weiter.

Der Stadtschreiber sah ihm kopfschüttelnd nach; hatte der es auch schon mit Gespenstern zu tun? Dann ging Friedrich nachdenklich den gleichen Weg entlang, den der Freund eben dahergerannt war. Und während in des Bürgermeisters Hause einer saß und Noten schrieb, daß die Tinte spritzte, machte Friedrich seinen einsamen Abendspaziergang um die Stadt, kam an die Bank gegenüber dem Schlosse Montabel und setzte sich auf die gleiche Stelle, von der aus Freund Jakob vor einer halben Stunde in den Himmel geflogen war.

Aber jetzt hatte sich die goldene Türe geschlossen — über Feldern und Wiesen lag ein sanfter Schleier und über den fernen Wäldern stieg die Nacht herauf. Bam — — baum! sangen die Glocken von Sankt Alban; bam — — baum! Schlaf — Traum ...

Wie weiche, abendwarme Wellen über den Strand hinschmeicheln und in ihrem ruhigen Rauschen den ewig tiefen Klang des Meeres

tragen — so wallten die Glockentöne über das müde Land. Oder wie ein verklärt schreitender Pilgerchor, der nach der fernen Heimat zieht.

Das Leuchten auf der Kuppel des Schlosses Montabel erlosch. Friedrich nickte hinüber und hatte wehmütige Augen. Das war der letzte Glanz einer schimmernden Welt gewesen, und nun war sie ihm verschlossen, war verblaßt und entrückt, wie ein glitzerndes Glück, das weiter und weiter rollt, bis es im Dunst verschwindet. Und eine hölzerne Querpfeife erklang, wo sonst leise Geigen gegirrt hatten in spiegelnden Sälen — — ja, die lustige, leichte, weinschäumende Zeit war vorbei. Vergoldete Putten hatten über den Türen geschwebt, durch die schöne Damen geschritten kamen; hundert Kerzen strahlten von den Pilastern auf die bunte Gesellschaft, die mit wundervollen Perücken, in weitgespannten Reifröcken ein Menuett schritt — wie sie die kleinen Füße ängstlich stellten... ach, diese entzückende Hilflosigkeit der hochgesetzten Stöckelschuhe!

Baum! sangen die Glocken von Sankt Alban zum letzten Male. Ja, das war nun alles vorbei, verflogen wie ein Hauch süßer Rosen. Was ist das doch für eine Zeit, die wehmütig zu lächeln und mit Grazie zu weinen versteht, die im Tanzschritte

dem Grab entgegengeht und selbst den Giftbecher mit gutem Geschmack handhabt?

Aber das war vorbei. Der Wind hatte das grüne Blatt, das er erst lustig umhergewirbelt, in eine vergessene Ecke getragen, unter Aktenbündel und staubige Rechnungsbücher; dort konnt' es nun verwelken — wenn nicht wieder ein mutwilliges Schicksal in diesen Winkel fuhr und das Blättlein davontrug ...

Ein wenig aber wollte das Leben doch wohl auch in dieſen vergeſſenen Erdenwinkel hineinleuchten, und der melancholiſch vereinſamte Stadtſchreiber bekam darüber luſtige Augen — luſtig halb aus Vergnügen und halb aus Ironie. Das war, als Weihnachten heranrückte und der Bürgermeiſter Ackermann den alamodiſchen Kollegen zwinkernd beiſeite nahm und ihm eröffnete, es gehöre zu ſeinen Obliegenheiten, den Bürgerball vorzubereiten.

Dieſer Bürgerball war der Höhepunkt des geſelligen Lebens im Städtchen, und unter dem großen Chriſtbaume, der dann in der Mitte des Feſtſaales ſtand, pflegte ſich regelmäßig eine Reihe von Verlobungen und ähnlichen Kataſtrophen zu ereignen. Und diesmal würde nun der Ball von unerhörter Pracht ſein, denn Friedrich kannte die große, die ewigtanzende und feſte

feiernde Welt und mußte es verſtehen, dem gewichtigen Ereignis ein ſtrahlendes Gewand vorzubereiten.

Er entwarf die Feſtordnung, beſtimmte den Schmuck des Saales, ſtellte das Verzeichnis der Gäſte auf — fiel in die liebe, buntfreudige Eleganz zurück und war befriedigt über die ſtaunende Anerkennung der Ratsherren, denen er endlich den fertigen Plan vorlegen mußte.

Eines aber verſchwieg er vorläufig dem Kollegium, und nur der Bürgermeiſter Ackermann erfuhr davon. Der Alte zog erſt die Brauen bedenkſam hoch, aber dann nickte er doch überwältigt ſeine Zuſtimmung.

Und alſo ſuchte Friedrich eines Tages ſeinen wunderſchönſten Anzug hervor, beſtellte ſich einen Schlitten und klingelte heidi! zum öſtlichen Tore hinaus — dem Schloſſe Montabel entgegen.

Aus der grauen Luft tanzten die Flocken und webten einen Vorhang zwiſchen den huſchenden Schlitten und die griesgrämige Stadt, bis die dunklen Türme weichverhüllt in dem Wirbel verſchwanden: das einfarbige Leben der Bürgergemeinde tauchte zurück, und das Schloß mit ſeiner ſanften Vornehmheit ſchleierte ſich aus dem rieſelnden Schnee.

Der Park lag in Schweigen. Ein rufender Vogel flatterte zwiſchen den ſchwarzkahlen Bäumen, hinter denen das warme Gelb des Gebäudes aufleuchtete. Jetzt noch ein Stücklein an der hohen Mauer entlang, und nun hielt der Schlitten vor dem ſchnörkelgittrigen Eiſentor.

Friedrich rüttelte daran — aber es war verſchloſſen. Er ſchaute ſich um; links oben auf der Mauer wölbte ſich ein kleiner Pavillon — im Sommer war er wohl von Roſen umrankt, und hinter dem Grün verſteckt konnte man erſpähen, wer die Landſtraße daherkam; aber jetzt blickte der Winterhimmel durch die leeren Fenſterbögen und die Flocken ſpielten in dem kahlen Raum.

Da ſtapfte innen über den Hof ein Diener und ſah dem Beſuch verwundert entgegen.

„Zu dem Herrn Grafen!“

Der Mann klappte mit einer Verbeugung zuſammen — wer einen ſo nachläſſig vornehmen Ton in der Sprache hatte, der konnte unbedenklich eingelaſſen werden. Alſo kreiſchten die Gitterflügel voneinander und der Schlitten fuhr vor das Portal.

Der Bediente geleitete Friedrich die Treppe hinauf und ließ ihn in einen Salon eintreten. „Melde Er den Stadtſchreiber Berg!“ ſagte der

Fremde und trat über die Schwelle. Der Lakai ging mit verblüfftem Gesicht davon: seit wann waren die in der Stadt so elegant und sicher geworden?

Friedrich betrachtete das Zimmer.

Da fiel das Licht durch das hohe Fenster auf zierlich gestreifte Goldmöbel mit grünen Seidenbezügen; auf der Marmorplatte des Kamins tanzten kleine Porzellanschäfer ein Menuett; an dem gewölbten Plafond schnörkelte sich ein goldener Stuckrahmen um ein Gemälde: die Geburt der Venus.

Und in dem ganzen Raume breitete sich ein feiner Duft von Moschus.

Der Stadtschreiber sah diesen Weltglanz inmitten der deutschen Einsamkeit mit glücklichen Augen, und es wollt' ihm wieder einmal wehmütig ums Herz werden in der Erinnerung —

Durch die Tür trat ein junger Mann.

„Sie suchen ohne Zweifel meinen Vater, mein Herr?"

„Allerdings, Herr Graf," sagte Friedrich, „aber ich bin sicher, meinen Auftrag Ihnen ebensogut vorbringen zu können, wie Ihrem Vater."

Colin von Esp sah etwas erstaunt zu dem Gast hinüber; seine Gedanken liefen den gleichen Weg,

wie vorhin die des Bedienten: was war das für ein merkwürdiger Stadtschreiber? Sonst waren die Ratsherren in langen schwarzen Röcken gekommen, mit großmächtigen Perücken über den submissen Visagen, und man hatte sich heimlich über ihre hölzerne Unbeholfenheit amüsiert — und da saß nun einer, der nach Pariser Schnitt gekleidet war und sich wie der glatteste Kavalier führte.

„Die Sache ist folgendermaßen," begann Friedrich wieder und hatte ein Zucken um den Mund, als ob er sich selber ein wenig lächerlich vorkomme in seiner Rolle als Ratsbote, „der gewohnte Weihnachtsball in der Stadt soll diesmal außerordentlich glanzvoll werden — nach hiesigen Begriffen. Es würde uns eine bedeutsame Ehrung gewesen sein, wenn die gräfliche Familie —"

Colin blickte heiter zu ihm hinüber. „Sie sehen mich in Verzweiflung, mein Herr! Vor vier Wochen sind meine Eltern nach Paris abgereist, um meine Schwester heimzuholen, die dort im Kloster der heiligen Agnes ihre Erziehung genossen hat — Sie begreifen, daß ich meine Eltern nicht vor dem Frühjahr zurückerwarten kann. Eine derartige Reise ist nicht angenehm."

„Ich kenne das. Als ich von der Straßburger

Hohen Schule zurückkam, brach uns die Achse nicht weniger als fünfmal."

Der junge Graf hüpfte entzückt von seinem Sessel auf. „Ah — Sie waren in Straßburg? Straßburg ist die Vorstadt von Paris — ich verstehe — — Sie werden mein frappiertes Benehmen von vorhin verzeihen."

„Ich habe nichts zu entschuldigen," sagte der Stadtschreiber mit friedlicher Ironie und schlug die Beine übereinander, „ich habe mich leider noch nicht zu dem feierlichen Amtskleid und der Perücke in folio entschließen können. Aber: ich werde also mit Bedauern melden müssen, daß die gräfliche Familie nicht anwesend sein wird —"

— „daß aber Colin von Esp glücklich sein wird ... und so weiter. Und damit ist der würdevolle Teil Ihres erfreulichen Besuches erledigt, gelt?" Colin faßte Friedrichs Hand. „Ich glaube, wir gefallen uns ausgezeichnet. Lieber Himmel, ich bin glücklich, daß in meine bejammernswürdige Einsamkeit endlich ein passabler Mensch hineingeschneit ist, liebster Berg! Barbarus hic ego sum, quia non intellegor ulli — Sie sehen, ich kenne meine Klassiker wie nur einer. Aber mit dem Französisch, lieber Freund, mit dem Fran-

zösisch haperts ein wenig. Es ist eine infame Sprache, lächeln Sie nur; deshalb hat man mich auch nicht mit nach Paris genommen — Mama behauptete: es gäbe dort schon genug deutsche Edelleute, die sich mit ihrem schauderhaften Jargon blamierten."

Der sprudelnde Colin hing sich seelenvergnügt in Friedrichs Arm und zog ihn durch die Tür. „Es geht Ihnen genau so — also werden wir uns zusammentun: zwei Sterne am Nachthimmel! Kommen Sie, ich muß Ihnen ein paar Zimmer zeigen. Sie interessieren sich dafür, müssen sich dafür interessieren — meine gute Mama hat einen exquisiten Geschmack bewiesen in der Einrichtung, à la bonheur! Sehen Sie hier: ein Watteau..."

Als die beiden zwei Stunden später auf den Hof hinaustraten, fiel der Graf dem Stadtschreiber um den Hals. „Sie sind der Mensch, den ich in dieser Wüste vergebens zu finden hoffte. Wo wohnen Sie? Ich muß Sie besuchen. Wir werden den Punkt entdecken, von dem aus wir diese schwerfällige Erde bewegen. Man wird die ehrsamen Häupter schütteln, daß der Puder fliegt — leben Sie wohl, mein Bester, es wird prachtvoll. Prachtvoll! Ich bin selig!" —

Und eines Morgens stieg Tante Cornelie die steile, dunkle Holztreppe herunter, die von den Wohnräumen in die Küche führte. In den Händen hielt sie die Teller, aus denen sie oben das Morgensüpplein gelöffelt hatten.

Gerade als Tante Cornelie mit dem Ellbogen die Klinke zur Küche niederzudrücken versuchte, flog die Haustür auf, und unter der lärmenden Schelle stand eine Mannsperson. Der Schnee blendete Cornelien von draußen her frech in die Augen, so daß sie den Mann in der Tür nicht erkennen konnte; also trat sie mitten in den Flur und sagte unwirsch:

„Was muß Er so hereinfahren wie der leibhaftige Gottseibeiuns, Er Hans Taps? Weiß Er nicht, daß Er hier in einem feinen Hause ist, wo der Vater Schulrektor und der Sohn gar Stadtschreiber —"

„Gerade zu dem Stadtschreiber will ich, werteste Mamsell!" sagte der Schneemann und kam näher.

Tante Cornelie aber stieß einen jungfräulichen Schrei aus und ließ die Teller fallen. „Jesus — der junge Herr Graf!" Die Scherben klirrten über die Fliesen.

Colin bückte sich danach und versteckte ein Lächeln hinter seinem höflichen Diensteifer. „Keinen

Schritt, Herr Graf, keinen Schritt ..." stammelte die Tante und wollte sich selber bücken; aber die Knie zitterten ihr und sie blieb entgeistert an die Mauer geheftet. Da richtete sich der Junker auch schon wieder auf und gab ihr die traurigen Reste der Suppenteller in die Hand. „Und wo find' ich meinen Freund Berg, liebe Mamsell?"

„Zwei Treppen, die erste Tür links," sagte Tante Cornelie tonlos.

Colin nickte dankend und sprang die Stufen hinauf.

Die Tante aber lehnte unbewegt an der Wand, hielt die Scherben krampfhaft fest und starrte ihm nach. Erst als oben eine Tür lustig zuschlug, erwachte sie und besah das Werk ihrer Hände. „Der Graf ... »mein Freund Berg« hat er gesagt ..." Sie schüttelte das Haupt und hielt zwei Scherben wehmütig aneinander: so hatte es gesessen.

Dann trat Tante Cornelie tiefsinnig in die Küche und sank auf einen Schemel; nicht einmal über ihren nachlässigen Morgenanzug konnte sie sich schämen, denn daß ein leibhaftiger Graf in das Haus kam, war zu unerhört. Ja — es war zu unerhört.

Seit dieſem bedeutſamen Unglück verging kaum ein Tag, an dem Friedrich und Colin ſich nicht ſahen. Sie floſſen ineinander über wie zwei Kugeln aus glitzerndem Queckſilber, die bisher auf langweiligem Staube gelegen hatten; nun trafen ſie ſich und hielten mit vergnügter Zähigkeit zueinander.

Die Leute im Städtlein riſſen die Augen auf und ſtaunten; tuſchelten über die beiden eleganten Jungen — und beruhigten ſich nach zwei Wochen, als ſie ſahen, daß auch Bürgermeiſters Jakob in den neuen Bund aufgenommen ward, und daß dieſes Triumvirat weder die Stadt an allen vier Ecken anzündete, noch den Pulverturm in die Luft ſprengte, ſondern einträchtig und friedvoll muſizierte und dabei regelmäßig unterſchiedlichen Weinflaſchen die Hälſe brach.

Die Ratsherren machten erſt bedenkliche Geſichter: wo nahm der Kollege Stadtſchreiber die viele freie Zeit zu dergleichen Luſtbarkeiten her? Aber nachdem man eines Tages ſeine Amtsführung geprüft und gefunden hatte, daß er nicht nur ſeine Pflicht getan, ſondern ſogar einige ſchon lange ſchwebende Prozeſſe glücklich und ſchnell zu Ende gebracht habe, wich auch unter den ehr-

würdigen Amtsperücken jeder Argwohn, und die leisen Wogen dämmernder Besorgnis verebbten.

Zweimal in der Woche klingelte der gräfliche Schlitten durch das östliche Tor herein. Er hielt vor dem Hause des Rektors und nahm Friedrich auf, fuhr zum Markt und holte den kleinen Musiker. Dann ging es durch stiebenden Schnee über die bleichen Felder zurück nach dem Schloß Montabel.

Colin von Esp hatte von seinen französisch gebildeten Eltern genug gelernt, um mit Grazie genießen zu können. Er konnte — wenn es sein mußte — stundenlang ein plauderndes Feuerwerk von geistvollen Einfällen und witzigen Spitzfindigkeiten aufsprudeln lassen, das etwa vom neuesten Buch des göttlichen Voltaire ausging und über neugierigen Gesellschaftsklatsch zu den starren Höhen der französischen Tragödie emporflog, dann mit einer überraschenden Wendung in lustige Kleinigkeiten zerbarst und aufgeklärt ruhige Leuchtkugeln über altmodische Sachen niederschweben ließ — über altmodische Sachen, zu denen man nach Belieben die eheliche Treue oder den lieben Gott rechnen konnte, ganz wie man gerade bei Laune war. Colin tat dergleichen

mit Vergnügen, wenn es verlangt wurde und wenn er in einer Gesellschaft war, die solche Dinge gerne hörte; seine Mutter warf ihm dann einen wohlgefälligen Blick zu und bemühte sich, zu vergessen, daß ihr Sohn im Grunde seines Herzens ein Barbar sei.

Denn die Gräfin wußte: hinter diesen Gesprächen, die der Mode nachliefen, wie ein italienischer Betteljunge dem Fremden, verbarg sich ein ganz unverständlicher und schrullenhafter Colin, dessen Wesen ihre feingearbeiteten Nerven stets entsetzlich angriff, wenn es einmal zum Vorschein kam. In solchen Stunden nämlich vergaß der junge Graf seine sorgfältige Schulung und hatte es plötzlich verlernt, alle Dinge mit graziös gespitzten Fingern spielend anzufassen. In solchen Stunden konnte er über der Liebe aufrichtig sentimental und vor dem lieben Gott aufrichtig andachtsvoll werden und seinen lodernden Gefühlen sehr freien Raum lassen — was der Gräfin Antoinette von Esp stets überaus peinlich war, weil es bewies, daß der Firnis der guten Erziehung doch bisweilen rissig werden konnte.

Darum hatte Colin auch die umständliche Abreise seiner Eltern nur mit halbem Bedauern vor sich gehen sehen: als die Kutschen im fernen

Walde verschwanden, knöpfte er mit einem unschicklich lauten Seufzer der Befreiung seine Weste auf, steckte die Hände flegelhaft in die Hosentaschen, legte sich mitten auf ein wundervoll geschorenes, herbstsonniges Rasenbeet und entschlummerte mit bärengrobem Schnarchen.

Und Gottseidank! Nun hatte er einen gefunden, der ihn verstand. Eleganz und aufrichtige Gefühle — das war etwas sehr seltenes. Daß Friedrich Berg beides hatte, war der Grund für ihre Freundschaft. —

Aber auch der Musiker Jakob Ackermann wußte sich Geltung zu verschaffen.

Als er an diesem Frühnachmittag aus dem Schlitten sprang und die vergoldete Haustür geschlossen fand, polterte er einen sehr langen und sehr unzivilisierten Fluch zu dem Grafen hinauf, der hinter den gewölbten Scheiben stand; und noch, als er oben in dem geschnörkelten Musikzimmer stand, hieb er sein Notenbündel in vergrollender Erbosung auf die Tastenreihe des Klaviers, daß ein jämmerlicher Schrei aus dem geplagten Instrumente sprang.

Colin aber goß mit sanftem Bedauern den Burgunder in die Kristallgläser und gab dem kleinen Ackermann eines in die Hand, damit er

still sei und nicht seinen stacheligen Zorn herauszappeln konnte.

Friedrich saß am Fenster und wartete; denn so lange die beiden nicht eine gehörige Stunde musiziert hatten, mußte er schweigen.

Jetzt zündete Jakob die Kerzen an und blätterte in den Noten.

„Nardini!" sagte der Graf und trat mit seiner Flöte hinter Jakob. „Bitte nur Nardini! Mir ist heute so nach schwarzen Augen und tanzenden Füßchen und schwebenden Röcken zumute... Ich glaub', es will Frühling werden."

„Oder es sind die Vorahnungen für den pompösen Weihnachtsball!" sagte der Stadtschreiber vom Fenster her. Colin lächelte ein wenig und setzte die Flöte an die Lippen.

Und dann flog eine feine, zierliche Musik auf gaukelnden Schmetterlingsflügeln durch den Raum. Alle die kleinen Amoretten über den goldenen Türpfosten bekamen glänzende Augen und spielten im Takt mit ihren Bändern und Blumengewinden. Die knisternden Funken im Kamin tanzten; und die Porzellandamen und Porzellanherren vor dem Spiegel erhoben sich von ihren blumigen Sitzen, schritten leichtfüßig aufeinander zu und begrüßten sich mit einer

wundervoll ſtudierten Bewegung; reichten ſich die Fingerſpitzen, neigten und wendeten, verloren und fanden ſich — voll Grazie, muſikaliſch und mit großartiger Haltung —

Da ließ Colin die Flöte ſinken.

„Drei, vier!“ zählte der Klavierſpieler mit bedeutender Energie.

Colin ſchwieg.

„Fis!“ Jakob ſah wütend zu ihm auf.

Aber der andere ſchüttelte den Kopf. „Nein, lieber Ackermann — das da ſpielen wir das nächſte Mal weiter; es paßt mir heute nicht. Nein, es paßt mir nicht — verſtehen Sie? Ich hab's mir überlegt: es ſind zwar auch ſchwarze Augen und tanzende Füßchen und ſchwebende Röcke — aber es iſt mir alles zu wohlſtudiert, zu gut erzogen. Ich dachte mehr: innerlich — Glut — Leidenſchaft; ich mag heute keinen Moſchus noch Puder, ſondern etwa den Duft von friſchem Heu und Juliſonne — und die entſprechende Hitze ...“

Jakob richtete wütende Stacheln um ſich auf. „Sie ſind ein Dilettant, lieber Colin, ein ganz infamer, plattköpfiger Dilettant. Glauben Sie, ich mache bloß zum Pläſier Muſik? Wie? Überhaupt iſt es eine unerhörte Barbarei, ſo mitten im Satze aufzuhören, verſtanden?“

„Aber liebſter Jakob, man hat Stimmungen, ſozuſagen ſogar Herzensregungen —“

„Proſit!“ ſprach Friedrich Berg aus dem Halbdunkel heraus, „Es lebe die Liebe! Nämlich: Colin iſt verliebt!“

Der Graf ſeufzte und ſtrich ſich über die Stirn; das war nun wieder ein ganz wohlerzogener und einſtudierter Seufzer. „Ach ja!“ ſagte er verträumt, „natürlich bin ich verliebt. Wenn ich nur wüßte: in wen. Ich glaube doch, daß bald Frühling wird.“

„Oh, Sie Schwärmer!“ ſagte der kleine Ackermann. Hatte aber plötzlich auch eine ganz ſanfte Stimme, ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte ins Feuer.

Colin ſprach ſchwermütig: „Man iſt doch recht einſam ſo ...“

„Ach ja.“

Der Stadtſchreiber Friedrich Berg aber ſtand auf, ging zum Tiſche, füllte ſein Glas von neuem und ſagte voll unendlicher Weisheit: „Ja — die Liebe ...“

Und dann ſchwiegen ſie eine lange Weile.

Die braune Dunkelheit floß aus den Winkeln und ſchwebte ſcheu durch den Raum. Rote Flackerlichter huſchten aus dem Kamin über die drei

tiefsinnigen Leute, glitten über die weißgepuderten Köpfe, die aus dem Dunkel schimmerten, und über die goldenen Borten und Tressen. Und die Amoretten über den Türen nickten einander zu.

„Schließlich —“ sagte der Graf melancholisch und ganz verloren, „schließlich werd' ich ja wohl auch einmal heiraten müssen; denn ich bin der letzte Esp, und wir haben noch viel vor mit unserer Familie. Meine Frau wird dann vermutlich auch in einem besonders konstruierten Gestell schlafen, damit die Coiffüre nicht in Unordnung gerät. Hm. Es geht doch nichts über eine gute Erscheinung. Ja, ja.“

Und dann ließ er sich auf einen Stuhl fallen und schrie: „Im übrigen soll der Teufel doch gleich die ganze Welt holen!“

Da erwachte auch Jakob Ackermann aus seinen Träumen, knallte den Klavierdeckel rücksichtslos herunter und brüllte womöglich noch lauter: „Und alle Perücken und Frisuren und Reifröcke und Stöckelschuhe dazu! Himmel! Hölle! Was ist das für ein Affentheater, in dem wir herumstolpern? Hat der liebe Gott die Welt denn bloß gemacht, damit die Menschen sie verhunzen? Natur! Gefühl! Einfachheit!“

Friedrich aber lehnte sich zurück und sagte ganz gelassen: „Das kommt von der Liebe. Jakob ist verliebt, ich weiß das ganz genau, und zwar —“

Der kleine Musikant schnellte hoch und hielt ihm die Hand vor den Mund. „Keine Unverschämtheiten, eiszapfiges Scheusal!“

„In eine schöne Dame . . .“ gurgelte der Stadtschreiber. Worauf Ackermann ihn losließ.

„Mir aber sind alle schönen Damen gleichgültig; ich kriege noch früh genug eine davon,“ sagte der Graf seufzend, „nein — nur in Hütten wohnt die Liebe, und das herzliche Gefühl kann nur die Schlichtheit empfinden.“

„Wirklich?“

„Ja. Und nächste Woche ist Weihnachtsball.“

Der Stadtsoldat ging herum und lud die Bürger zum Fest. Er hatte einen neuen blauen Rock und trug ein neues Band um den Zopf, denn es war eine ungemein feierliche und wichtige Angelegenheit, und am Sonnabend würde er in diesem imposanten Aufzug vor der Tür des Stadthauses postiert sein und die Gäste einlassen. Das heißt — der Bürger wegen hätte er ja vielleicht nicht so prachtvoll gekleidet sein müssen; aber kann denn nicht der Junker von Esp in eigener

Person? Ja, das hatte ihm der Bürgermeister anvertraut, als er den plötzlichen Auftrag bekam, sich einen neuen blauen Rock machen zu lassen.

Der Stadtsoldat war sich seiner Stellung als bewaffnete Macht würdig bewußt. Er schwieg und stand am Samstagabend gravitätisch neben dem Eingange des festlichen Hauses und freute sich über die Ahnungslosigkeit der Gäste, die an ihm vorüberschritten.

Ha — da konnte man sehen, welche Wohlhabenheit in dem Städtchen zu finden war. Die Sekretärin Kulmus rauschte in einem seidengefütterten Umhang daher und hatte eine richtige Straußenfeder im Haar; des Bürgermeisters Bruder trug einen Rock, der an der Stelle der Knöpfe lauter geschliffene Spiegel hatte; des Stadtbäckers einzige Tochter Lieselott kam mit ängstlich steifem Nacken daher, weil fünf Unzen gelben Puders in ihr Haar gestreut waren, von welchem Puder man wissen wollte, daß er aus Paris gekommen sei; auch das Gesicht der Lieselott sah verdächtig zart aus — der Türhüter sah ihr kritisch nach: die hochmütige Mamsell puderte sich wohl gar das Gesicht wie eine vornehme Dame...

Nur Eine schritt durch das Tor, die weder Seide noch Federn noch Puder gebraucht hatte.

Und das war die Jungfer von Sankt Alban. Hell und blond ging Christine, im blumigen Kleide, mit kaum gehöhtem Haar; und die drei Tanten schritten schützend wie runde Festungs-bollwerke neben ihr.

Sie drängten ihre weiten Reifröcke die enge Treppe hinauf und traten in den Saal.

Da saßen die Gäste bunt, glitzernd, pudrig, an kleinen Tischen unter der urväterlich wuchtigen Balkendecke; von den streng gegliederten Mauern leuchteten verschwenderisch die Kerzen zwischen Tannenreisern und ließen die weißgescheuerten Dielen erstrahlen. Ganz oben an der hinteren Mauer klebte wie ein Schwalbennest der zierlich gedrechselte Balkon, auf dem die Musikanten in ihren roten Röcken gerade einen gewaltigen Tusch bliesen — zum Zeichen, daß alle Damen sich nun gefälligst nach der langen Bank bemühen sollten, wo sie auf ihre Tänzer warten mußten.

Wie ein Schwarm glanzflügliger Falter huschte es da durcheinander und löste sich nun säuberlich: Die Damen zur Linken, die Herren zur Rechten — und die Alten wollten allgemach in den Neben-zimmern verschwinden, um sich mit einem Trunke darüber zu trösten, daß ihr Frühling längst einem eisgrauen, klappernden Winter gewichen sei.

Aber da schallte ein zweiter Tusch aus dem Schwalbennest und klang so ungewöhnlich stark und feierlich, daß alles Gespräch verstummte. Die lange Reihe der buntgebreiteten Reifröcke ward unbewegt, die Herren in ihrer Ecke reckten die Hälse und schwiegen. Der Stadtsoldat im neuen blauen Rocke stieß die beiden Türflügel weit auf.

Und herein trat, ganz in weiße Seide gekleidet, der schöne Graf Colin.

Er hielt die Hände in einem Hermelinmuff und verbeugte sich aufs artigste. Hinter ihm aber standen Friedrich Berg und Jakob Ackermann und suchten gleichgültige Gesichter zu machen.

Der Stadtschreiber war auf die sprachlose Verblüffung gefaßt gewesen und hatte bereits die Musikanten instruiert. Jetzt weidete er sich eine Sekunde an der ehrfürchtigen Stille — und winkte dann hinauf: mit einem feierlichen Paukenknall setzte der erste Tanz ein, der plötzliche Dornröschenschlaf der angezauberten Gesellschaft zerriß.

Quer durch das bunte Gedränge führte Jakob den Grafen zu seinem Vater, Colin und der Bürgermeister bekomplimentierten sich eine Weile — und dann faßte der Junker die rundliche Madame Ackermann kurzerhand um die gespitzte

Taille, führte ſie eine Ehrenrunde lang und lud ſie wieder bei ihrem ſtrahlenden Gemahl ab.

Weil nun aber die Tänzerinnen für dieſen erſten Reigen ſchon vergeben waren, zog Friedrich die beiden Genoſſen in ein ſachtes Nebenſtüblein, von dem aus man in den luſtigen Saal hineinſchauen konnte, und begann, mit ſeinem läſterlichen Mundwerk die Leute ein wenig Spießruten laufen zu laſſen — ohne Wahl, wie ſie gerade vorüberkamen.

Colin hörte lächelnd auf dieſe Bosheiten. „Und die Blonde da?“

Friedrich warf einen Seitenblick auf Jakob. „Ja — — die . . .“

„Ach!“ ſagte Jakob unſchuldig und ſehr nebenbei, „das iſt die Nichte des alten Organiſten — ſchön und arm, wie die Mutter Jeſu.“

„Mir ſcheint, ſie trage ſchon den lichten Stern von Bethlehem über ihrem Haupte,“ ſprach Colin und blickte nachdenklich hinter dem Mädchen her. „Eine ſonderliche Anmut ſchwebt über dieſer Schlichtheit. Ich will mir den nächſten Tanz von ihr ausbitten, was meinen Sie?“

„Fragen Sie unſern Ackermann.“

„Warum mich?“ ſagte Jakob geärgert, „ich bin nicht verwandt mit ihr, ſondern Du!“

Der Stadtschreiber zuckte die Achseln. Colin aber ging davon und trat mit Christinen zur Quadrille an; Friedrich sah noch einmal zu Jakob hinüber und folgte ihm.

Als der Graf nach zwei Stunden mit Friedrich in der gleichen Gruppe zusammentraf, mußte er verwundert nach dem Musiker fragen. Und da sie ihn nicht erspähen konnten, hing sich Colin ein wenig später in des Freundes Arm und ging mit ihm auf die Suche: in welches Mausloch sich der kleine Ackermann vor lauter stachliger Schüchternheit verkrochen habe.

Sie fanden ihn in dem gleichen Stübchen, in dem sie ihn verlassen hatten. Er saß sehr einsam hinter einem blanken Tisch und beschäftigte sich eben damit, eine leere Weinflasche auf den Boden zu stellen. Hatte ein rotes Gesicht und wies unter die Bank: „Diesen drei ehrenwerten Bouteillen hab' ich die blanken Hälse gebrochen. Und zwar, weil ich mich im Hälsebrechen üben will. Haha! Hälse brechen — jawohl!"

Der Stadtschreiber stieß Colin heimlich in die Seite: hier mußte eingeschritten werden. Also setzten sich die beiden mit an den Tisch, wischten sich ein weniges über die heiße Stirn und begannen, Jakobs Wein auszutrinken.

„Hm — hm — hm ...“ brummte der Musikant, schaute sie verklärt an und wiegte sich mit erheblichem Schwung auf der Bank hin und her.

„Du wirst herunterfallen!“ sagte Friedrich sanft.

„Ich werde nicht herunterfallen, süßer Schurke; sondern ich werde sitzen bleiben, jawohl, bis ans Ende der Welt. Und wenn diese alte Welt einmal aus den Fugen geht und von ohngefähr unter den Tisch fällt — es dreht sich sowieso schon alles in ihr — dann werd' ich immer noch hier sitzen, im tiefsten Keller —“

„Sie sind ja betrunken, Jakob!“

„Betrunken? Keine Spur; nein, durchaus nicht!“ Der kleine Ackermann war schmerzvoll gekränkt, bekam eine weinerliche Stimme und feuchte Augen. „Ich bin garnicht betrunken. Ich bin garnicht betrunken — Hu hu hu!“ Und damit fiel er dem weißseidenen Grafen um den Hals und brach in ein herzbrechendes Weinen aus. „Ach, Bruderherz! Du hast mir einen tiefen Schmerz getan ...“

„Ein Gedanke!“ sprach Colin entzückt und langte nach dem Glase, „komm' her, Friedrich — Jakob — — wir trinken Bruderschaft. Und ewige Treue!“

„Ja, ja," sagte der kleine Ackermann und stieß mit ihm an, „eine herrliche Sache! Ich will Dich lieben wie einen Bruder, Gräflein. Aber so Du noch ein einziges Mal mit der Christel tanzest, Du Höllenhund, schmeiß' ich Dir Dein Papiergehirnchen entzwei, Du Giftwurm!"

Colin bekam weite Augen.

„Jawohl! Hast Du nicht gestern erst gesagt: nur in Hütten wohnt die Liebe? He? Also — was geht Dich dann der Turm von Sankt Alban an mitsamt seiner holdseligen Muttergottes? Aber deshalb bist Du doch mein Freund, und wir wollen uns vertragen, verstanden? Sonst soll Dich doch gleich —"

„Ja!" sagte der Graf und war plötzlich ernst geworden; ein nachdenklicher Schatten lag ihm in den Augen. „Das wollen wir — komme, was wolle. Prosit!" Damit rückte er sich auf seinem Sitz zurecht, und Friedrich merkte, daß Colin an diesem Abend nicht mehr tanzen werde. So machte sich der Stadtschreiber mit heimlichem Kopfschütteln davon und ließ die beiden ihren Faden weiterspinnen.

Er fand Christinen und bot ihr den Arm.

„Kommst Du auch einmal zu der armen Christel?" Sie blickte unter schweren Wimpern zu ihm auf.

Friedrich lächelte. „Arme Christel? Hast Du nicht den ganzen Abend mit dem schönen Grafen getanzt, daß die Gevatterinnen grün wurden vor Neid?“

„Ach ja. Der Graf ist hübsch. Er ist freundlich und vornehm. Aber Du — — Friedrich...“

„Nun?“

„Nichts!“ Sie schwieg und blieb einsilbig.

Dieses klagende Schweigen schien ihm wie ein sanfter, scheuer Schein, der um ihr Herz leuchtete. Friedrich erschrak fast darüber. Als der Tanz verrauscht war, lief er die Stiegen hinab und ließ sich seinen Mantel geben.

Draußen standen die Sterne halbverschleiert in dem schwarzen Nachmitternachtshimmel.

Der Schnee knirschte unter den Schritten, als Friedrich über den Markt ging. Oben im Turme von Sankt Alban wartete das Lichtlein des Organisten, und der Wind sang um die Giebel.

Der Wind sang sein altes, ewiges Lied vom Kommen und Gehen über die Erde. Feinen Schneestaub blies er dabei von Dächern und Straßen auf, wirbelte ihn im Tanze vor sich her und sang sein Lied in die hingewirbelten Wolken. Friedrich verstand es wohl.

Wie Blätter, wie Flocken, wie Staub trägt

das Geſchick den Menſchen über die Welt. Hierhin und dorthin, in Schwermut und Übermut, zu Gipfeln und Tälern, ſteigend und ſinkend.

Und ich? fragte der Wanderer in der Nacht.

Du Blatt, Du Flocke, Du Staub...

Nun?

Nichts! Der Wind ſchwieg, ſtumm wie das Schickſal.

Es kam eine schwermütige Zeit.

Die Wochen glitten träge unter dem bleigrauen Himmel vorüber, und kein Sonnenstrahl leuchtete in die Schwermut dieser Tage; die helle Fröhlichkeit, die im Herbste flatternde Fahnen hatte wehen lassen, erlosch im feuchten Grau.

Colin hatte den Frühling zu früh geahnt. Mit nachdenklichem Finger war ihm jener Abend der Bruderschaft über die Stirn gefahren: damals hatte er noch lange neben Jakob gesessen, schweigend und voll heimlicher Fragen. Aber keinem von ihnen floß das Herz über, und so blieben sie stumm, in der Hoffnung, daß sonnigere Tage günstiger sein sollten.

Auch Friedrich sprach kein Wort über jenen Abend.

Wenn sie jetzt nach dem Schlosse Montabel hinausfuhren, trat Colin nicht mehr mit der

Flöte an das Klavier. Jakob saß versonnen vor den Tasten und suchte nach einem leitenden Faden, an dem er endlich seine Messiaskomposition weiterführen könne. Aber was er phantasierte, war nicht Erlösungsjubel und war nicht Trauer vor dem dunklen Kreuz auf Golgatha, sondern es waren dumpfe Gedanken, die sich nach einem Blicke der Klarheit und Offenbarung sehnten.

Einmal hatte der Graf gebeten: Friedrich solle ihn in des Organisten seltsamen Dohlenhorst hinaufführen. Aber Friedrich schüttelte den Kopf — er komme selber kaum in den Turm von Sankt Alban; und Colin sprach nicht wieder davon.

Es zehrte auch kein sanfter Sonnenstrahl an der gräberstillen Schneedecke, die über dem Lande lag. Langsam, ganz langsam verging sie unter dem eintönigen Regengerieſel, das eines Tages aus schwerhangenden Wolken herunterzunebeln begann und schier nimmer enden wollte.

Aber als die Beiden aus der Stadt wieder einmal im März nach dem gelben Schlosse hinausfuhren, riß sich Jakob Ackermann den weiten Mantel auf und atmete tief. „Da schau — wie rosenrot der graue Himmel werden will. Rosenrot — wie junge Liebe, wie zeitige Sonne, oder gar: wie der Frühling selber. Was meinst Du,

Friedrich betrachtete dieſe Vorbereitungen mit erſtaunten Augen: was für ein Feſt wollte Colin feiern? Er pfiff das helle Zeichen, mit dem ſie ſich herbeizurufen pflegten, aber der Klang lief ungehört durch Hof und Park, und die Kutſche polterte weiter.

Nun kam man bald an die Grenze der Welt; denn wenn Ohm Grimbart ſich umſchaute, ſo konnte er nur noch die Türme des Städtleins gewahren. Noch bis zum Waldrande wollte der Rektor — dann ſtieß er den Schlag auf und hob die Tanten aus der vierrädrigen Arche Noäh. Unter den Buchen, die am Waldſaume ſtanden und ſchon einen ſcheuen, ſchimmergrünen Hauch über ſich gebreitet hatten, legten ſie die Decken auf das raſchelnde Laub und ließen ſich nieder, ſchnürten das große Bündel auf und ſorgten für des Leibes Nahrung und Vergnügen. Dann begannen die Alten ein erbauliches Geſpräch über die Witterung und den heilſamen Einfluß der Sonne, Friedrich aber legte ſich flegelhaft auf den Rücken, blinzelte in den Himmel und mißachtete den ſtrafenden Blick der Tanten, die ſich heimlich über ſeine Unart erregten.

Und Chriſtine ſtand auf, ſchritt zwiſchen den hellen Buchenſtämmen, bückte ſich hier und da

nach einer frühen Anemone und fand endlich am Saume der Straße ein Rasenstücklein, auf dem genug Himmelsschlüssel wuchsen, um einen Kranz daraus zu binden. Sie meinte: der müsse gut stehen zu dem neuen dunkelgrünen Kleide mit den blauen Blumen.

Also sammelte sie zwei Hände voll lichtgelber Blüten, setzte sich behutsam an den Grabenrand und begann die Ranke zu winden.

Da klangen ferne Pferdehufe durch den Wald. Christel blickte die Straße entlang: richtig kam da hinten eine Kutsche — und noch eine — und noch eine...

Glänzende Rappen, mit nickenden Büschen auf den Köpfen. Auf dem Bocke zwei Lakaien in Blau und Gold.

In der Karosse aber flog die allerschönste Märchenprinzessin vorbei, mit hochgetürmtem, schneeweiß gepudertem Haar...

Und einer trabte lustig nebenher und zog tief den Hut vor Christinen. Das war Graf Colin.

Die Hände sanken dem Mädchen in den Schoß; und während sie der eilenden Pracht nachblickte, fiel das Kränzlein kraftlos auseinander, das sie mit sorgsamen Fingern gewunden hatte.

Jakob Ackermann war zu Sankt Alban emporgestiegen, weil er mit dem alten Grimbart zu reden hatte.

Als er in die Turmstube trat, saß Christine am Fenster und ordnete eine Schürze voll halbverwelkter Himmelsschlüssel zum Strauß. Sie nickte dem Musiker freundlich entgegen, und der sagte: „Hast Du die Blüten für mich gepflückt?“

Sie sah den Strauß nachdenklich an. „Wenn Du sie willst, Jakob? Es hat ein Frühlingskranz werden sollen — aber nicht in alle Kränze ist das Glück eingeflochten. So viele Mühe hab' ich mir damit gegeben, und am Ende fiel alles auseinander. Da!“ Und sie bot ihm den Strauß.

Also wanderte Jakob Ackermann glückselig heim, nahm die Ludwigsburger Porzellanvase vom Bort und hatte die Blumen an sein Fenster gestellt; ganz braun waren sie schon geworden in der hellen Hitze — aber er warf sie nicht fort, sondern gab ihnen sorglich frisches Wasser und hoffte, daß vielleicht noch ein paar Knospen sich aufsfalten würden.

Nun saß er an seinem Tisch und hielt den Gänsekiel in der Hand: ein kleines Frühlingslied klang in ihm, und er wollt' es für Christinen aufschreiben. Ganz kleine, silberfeine Lämmerwölkchen

ſollten darin über den waſſerblauen Himmel ziehen, und Lerchen mußten in der Luft hängen, und es durfte garnichts darin ſein von den Zweifeln und Angſten, die in trüben Wintertagen etwa über ein Herz hinſchleichen können.

Aber gerade als er der Lerche eine goldene Leiter in die Luft baute und faſt zu Ende damit war, kam Friedrich in die Stube, und der letzte ſproſſende Triller mußte ungejauchzt bleiben.

„Iſt Colin hier?“

„Siehſt Du ihn?“

„Dann wird er noch kommen.“ Der Stadtſchreiber trat ans Fenſter und ſah in den Garten hinaus. „Wir werden einen exzellenten Sommer haben, Jakob.“

„Wenn das Wetter ſo bleibt ...“

„Tropf! Ich meine: das Leben wird einen beſonderen Glanz bekommen, es wird luſtig werden und unglaublich elegant. Das macht: Colins Schweſter iſt heimgekommen, geſtern erſt, in einer großartigen Kutſche. Wie gefällt Dir mein neuer Rock?“

„Du mußt fragen: wie wird er der jungen Gräfin gefallen, Friedrich!“

Da trat Colin herein und ſtrahlte vor Vergnügen und Sonne. „Friedrich! Jakob! Habt

Ihr sie gesehen? Was sagt Ihr zu ihr? Ich bin selig!"

Jakob ärgerte sich schon wieder: daß nun die angenehme Zeit vorbei sei, in der sie stillvergnügt musiziert und getrunken hatten; denn wenn die Gräfinnen im Schloß waren, würden die Esp nach adliger Sitte zusammenhalten und sich vornehm von der bürgerlichen Krapüle zurückziehen. Also bekam der kleine Ackermann eine menschenfeindliche Anwandlung und knurrte: „Gesehen hab' ich sie nicht. Es geht mich auch garnichts an. Denn nun sind die schönen Zeiten vorbei, und wir können uns Montabel von außen betrachten. Oder meinst Du, daß sie uns noch hineinlassen werden, Friedrich? Ha! In Paris ist sie erzogen worden. In diesem Pfuhl von Hochmut und Lasterhaftigkeit! Da können wir armen, ehrlichen Klötze freilich nicht mit ..."

Colin lachte. „Du hast ja so Recht, kleiner Ackermann! Und zum Beweise, wie sehr Du recht hast, soll ich Dir melden: daß Ihr beide für morgen Nachmittag zum Kaffee eingeladen seid — und zwar von wem? Ausdrücklich von meiner Schwester Lila."

„Lila!" sagte Friedrich langsam und sehr genießend, „Lila! Natürlich kann sie garnicht

anders heißen als: Lila! Obwohl ich ſie noch nicht geſehen habe."

Da verſöhnte ſich auch Jakob ſehr plötzlich wieder mit der Welt und ſprach gönnerhaft: „Wenn wir denn durchaus kommen ſollen — — Übrigens: Lila! Ein höchſt muſikaliſcher Name."

„Wenn Du Dich in ſie verliebſt, kannſt Du eine Symphonie daraus machen."

„Ich werde mich aber nicht verlieben!" rief Jakob mit gefährlich drohender Stimme und durchbohrte Colin mit einem wütenden Blicke, „denn ich verliebe mich überhaupt nicht — — — mehr."

Friedrich aber trat vor den Spiegel, zog das Jabot ein weniges weiter heraus und ſagte nur: „Lila!"

Der Park von Montabel hatte ein frühlingsfrohes Feiertagskleid angetan.

Als der Kurier ankam mit der Nachricht: daß die Gräfin Antoinette mit ihrem Gemahl und der jungen Gräfin Lila morgen einzutreffen hofften, hatte Colin in Eile alle Dienſtleute angewieſen, den Park in eine gräfliche Verfaſſung zu bringen. Das war notwendig geweſen, denn ſeit dem vorigen Spätſommer hatten die Büſche keine Schere und die Beete und Wege keinen

Rechen noch Harke gesehen. Colin liebte die glatt gedrechselte Art nicht, die den Bäumen und Wiesen von der Mode vorgeschrieben wurde. Er ließ wachsen, was da wollte — wild, ungebändigt und in gottseliger Natürlichkeit.

Aber nun hatte sich das über Nacht geändert.

Das gelbe Schloß stand auf dem Hügel, und der sanft hinabfließende Abhang war zu einer hochgelegenen, ebenen Terrasse aufgefüllt worden. Wenn man hier am Marmorgeländer stand, sah man über die Anlagen des Parkes hin.

Aus der Mauer, durch welche die Terrasse abgeschlossen wurde, sprudelten zwei ringelschwänzige Delphine perlendes Wasser in ein Becken, das seinen Überfluß als milden, glitzernden Schleier in den scharf umgrenzten Teich sinken ließ. Und die grünenden Wiesen, die das schmale, lange Rechteck des Teiches umsäumten, waren jetzt frisch geschoren.

Von den Ufern spiegelten sich weißleuchtende Götterbilder versonnen im Wasser.

Aber rings um Schloß und Teich, um Rasenflächen und Blumensäume stand der alte Laubwald in unverkünstelter Kraft und Mächtigkeit und baute seine windrauschende Mauer um den adligen Garten und seine glatten Wege. Diese

hochherrlichen Eichen und Buchen hatte ſelbſt die Gräfin Antoinette nicht der Mode opfern mögen.

Und der Frühling war mit glänzenden Augen gekommen und hatte ſilbernes Grün über den Park geweht. Aus dem farbigen Kranze des Mittags, der ſich ſtrahlend über das Waſſer neigte, waren rote Blüten gefallen und leuchteten an den Wegborten. Die ſchimmernde Nacht hatte weiße Sterne aus ihrer Krone genommen und ſie zwiſchen die Kinder des Tages geſtreut.

Aus den Wundern des Tags aber und der Nacht erwuchs der Glanz des ſtillen Parkes von Montabel. —

Als Friedrich und Jakob durch das Gittertor des Hofes einfuhren, ſtand Colin auf der Schloßtreppe. Er führte die Freunde durch den gewölbten Flur und trat mit ihnen auf der Gartenſeite des Schloſſes ins Freie.

Rechts breitete ſich auf der Terraſſe eine große Kaſtanie wohlig in der Nachmittagsſonne. Dicht neben dem Stamme war ein weiter roter Gartenſchirm aufgeſpannt, und in ſeinem ſanftwarmen Schatten ſtand der Tiſch; von dorther leuchteten gepuderte Köpfe. Friedrich ſchritt plaudernd neben Colin her, der kleine Muſikant aber be-

nützte die Gelegenheit, um einen schnellen und heftigen Zweikampf mit seinem Galadegen auszufechten, der sich an Jakobs linker Seite offenbar nicht wohl am Platze fand und eigensinnig der rechten zustrebte.

Da saß die Gräfin Antoinette — groß, scharfblickend, fast schön, und mit einem unendlich weiten gelbseidenen Reifrock. Sie nickte gnädig und erlaubte dem sicheren Stadtschreiber einen Kuß über ihre Fingerspitzen, während Jakob aus ungefährlicher Entfernung einen gewaltigen Kratzfuß exekutierte.

Der alte Graf aber, dessen gutmütiges Gesicht fast ebenso rot war wie sein Rock, hob sich ein wenig aus dem tieflehnigen Sessel, reichte den beiden die Hand und zog Friedrich neben sich. „Sie verzeihen, mein Bester, wenn ich unartig genug bin, sitzen zu bleiben — das Podagra hat sich mit leidig spitzen Zähnen in meinem armen Bein festgebissen. — Oh ja, so macht sich bei mir der Frühling bemerkbar. Schade, daß meine Frau hiersitzt — sonst würd' ich fluchen. Fluchen ist ungefähr das einzige, was wir, so viel ich sehe, noch von den biederen alten Deutschen auf unser Patschulijahrhundert herübergerettet haben — nicht wahr, teuerste Linette?"

„Der Graf benimmt sich neuen Freunden gegenüber stets derart unmöglich," sagte die gestrenge Dame indigniert, „daß er sie meist mit Erfolg chokiert."

„Sie haben schlecht geschlafen, Antoinette. Ich werde meine Lebensart beweisen: Dieser Herr, lieber Berg, ist unser Pariser Hofmeister, Monsieur d'Aubignac."

„Jean Baptiste d'Aubignac," sagte der Hofmeister mit einer überaus sanften Stimme, verneigte seine schwarze Schmalheit ein weniges und sank wieder in aufmerksames Schweigen.

Ein Diener glitt heran und servierte den Kaffee. Die Gräfin wandte sich an Colin. „Du könntest wissen, wo Lila sich aufhält."

„Also werden wir sie zitieren!" erwiderte der Junker; legte die Hände hohl um den Mund und rief über die Terrasse.

„Mon Dieu!" sagte die Gräfin empört, „was sind das für rustikale Manieren, lieber Colin? Sind wir hier in der Gesindestube?" Und sie wechselte einen Blick mit Jean Baptiste d'Aubignac, der ob dieser Bäuerlichkeit erschreckt in die Höhe gefahren war und sich anschickte, in den Park hinabzugehen, um Lila zu suchen.

Aber Lila von Esp schritt eben die breiten

Schreiber? In ein paar Tagen liegt strahlendes Gold über der Erde..."

Deshalb kamen sie schon viel zuversichtlicher zu dem ernsthaften Colin.

Ackermann phantasierte ein Stündlein ganz verloren und immer mit einem schüchternen Ton der Hoffnung im Diskant.

Und plötzlich hieb er einen großmächtigen Dur-Akkord heraus und kletterte prestissimo in die Höhe. „Die Sonne! Die Sonne!! Die Sonne — ach, nun wird alles wieder gut."

Richtig war das graue Trauergewebe am Himmel immer fadenscheiniger geworden, und jetzt schaute ein kleinwinziges Stücklein blaue Seligkeit herunter und ließ einen feinen Strahl auf die atmende Erde fallen. Gerade über das Städtlein glitt er hin und fing sich an der grünen Kuppel von Sankt Alban.

Und der kleine Musiker sprang vom Stuhle auf und hüpfte im Dreivierteltakt um das Klavier herum, daß ihm der Haarbeutel auf dem Rücken tanzte und die Freunde endlich wieder einmal vergnügt über ihn lachen konnten.

Das war Jakob Ackermanns Frühlingsfeier.

Kaum blickten auf den Wiesen und an den Rainen die ersten Himmelsschlüssel der neuen Sonne entgegen, so bestellte der Gymnasiarch Berg eine große Kutsche mit lustigen Rotschimmeln und packte — außer vielen Decken und Eßwaren — seine Leute hinein: Tante Amalie, Tante Cornelie, Tante Aurelie; dann den Organisten Grimbart mit Christinen, und Friedrich fand auf dem Bock seinen Platz.

Mit verheißungsvollem Rumpeln vollzog sich die Ausfahrt durch das östliche Tor, und der Mann am Schlagbaume sprach zu seiner Frau: „Der Schulrektor Berg macht seine Waldfahrt — jetzt ist Frühling."

Lenzhaft waren auch die lustigen Leute im Wagen. Die drei Tanten saßen in jungfräulichem Glanze nebeneinander, hatten hellgeblümte Kleider an, und eine sanftgerollte lange Schäferlocke fiel einer jeden über die linke Schulter. Überaus holdselig waren sie anzuschauen, wie sie so friedevoll und mit heiterer Seele durch die junge Welt dahinfuhren und beglückt über die sonnigen Wiesen hinlächelten.

Wohingegen der würdige Gymnasiarch in seiner gewohnten schwarzen Tracht erschienen war — nur hatte er eine neue Perücke und eine

neue, blendende Brustkrause, die in unternehmenden Fältlein aus der Weste lugte und zum Teil von einer großen roten Rose aus Seidenpapier verdeckt war, so sich der Rektor schönheitsdurstig angesteckt hatte — zum Gespötte des alten Grimbart, der zur Feier des Tages eine festliche, silberbeschlagene Tabaksdose in den Händen hielt und sie den drei Tanten abwechselnd und mit gewinnender Artigkeit anbot. Die klare Christel saß still und bescheiden in einer Ecke und wollte vor der Pracht der Tanten schier verschwinden. Als man sich aber dem Parke von Montabel näherte, konnte Ohm Grimbart sein gutes Herz nicht länger halten und tippte mit dem Elfenbeinknopfe des Stockes auf Friedrichs Schulter. Der Stadtschreiber wandte sich halb und sah von seinem Sitze herunter.

Ohm Grimbart aber sprach: „Höre, Friedrich, ich wünschte, daß Du Dir nicht nur die Welt betrachtest, sondern auch meine Christel! Oder hast Du vielleicht gesehen, daß das Kind ein neu dunkelgrünes Gewand angetan hat mit blauen Blümlein darauf? Und daß sie einen Rock hat, der dreimal um die ganze Kirche reicht, wenn man nur einen gehörigen Reifen hineinsperrt?"

„Ach stille!" sagte das Mädchen bittend.

„Nein!“ beharrte der Alte voll Stolz, „alles hab' ich ihr jetzt geschenkt, und man soll nicht mehr sagen, daß wir oben auf dem Turme keine Lebensart hätten. Oder hat mich die ganze Herrlichkeit etwa nicht neunundzwanzig Gulden gekostet? Und erst hat sich das Kind gewehrt und wollte den Plunder nicht anziehen; hat es aber doch getan, weil sie weiß, daß Du einen Blick dafür hast —“

„Nun schweigen Sie, Herr Ohm!“ sprach die Christel und wurde feuerrot.

Aber Friedrich nickte ihr freundlich zu. „Sehr schön bist Du, Christine. Ach, was könnte man aus Dir für eine wunderschöne Dame machen . .“

„Das will ich meinen!“ sprach der Organist erhoben, „und alle Deine lächerlichen Straßburger Modeaffen müßten sich ausnehmen wie Stallmägde!“ Dann lehnte er sich befriedigt zurück, weidete sich ein wenig an dem liebevollen Neide der drei Tanten und nahm eine Prise.

Das Gittertor des Schlosses Montabel stand erwartungsvoll offen, und die Sonne lag strahlend an den gelben Mauern; über den Hof schleppten zwei Gärtner einen kugligen Lorbeerbaum, dessen Kübel blau und golden bemalt war: denn Blau und Gold waren die Farben der Grafen von Esp.

Friedrich betrachtete dieſe Vorbereitungen mit erſtaunten Augen: was für ein Feſt wollte Colin feiern? Er pfiff das helle Zeichen, mit dem ſie ſich herbeizurufen pflegten, aber der Klang lief ungehört durch Hof und Park, und die Kutſche polterte weiter.

Nun kam man bald an die Grenze der Welt; denn wenn Ohm Grimbart ſich umſchaute, ſo konnte er nur noch die Türme des Städtleins gewahren. Noch bis zum Waldrande wollte der Rektor — dann ſtieß er den Schlag auf und hob die Tanten aus der vierrädrigen Arche Noäh. Unter den Buchen, die am Waldſaume ſtanden und ſchon einen ſcheuen, ſchimmergrünen Hauch über ſich gebreitet hatten, legten ſie die Decken auf das raſchelnde Laub und ließen ſich nieder, ſchnürten das große Bündel auf und ſorgten für des Leibes Nahrung und Vergnügen. Dann begannen die Alten ein erbauliches Geſpräch über die Witterung und den heilſamen Einfluß der Sonne, Friedrich aber legte ſich flegelhaft auf den Rücken, blinzelte in den Himmel und mißachtete den ſtrafenden Blick der Tanten, die ſich heimlich über ſeine Unart erregten.

Und Chriſtine ſtand auf, ſchritt zwiſchen den hellen Buchenſtämmen, bückte ſich hier und da

nach einer frühen Anemone und fand endlich am Saume der Straße ein Raſenſtücklein, auf dem genug Himmelsſchlüſſel wuchſen, um einen Kranz daraus zu binden. Sie meinte: der müſſe gut ſtehen zu dem neuen dunkelgrünen Kleide mit den blauen Blumen.

Alſo ſammelte ſie zwei Hände voll lichtgelber Blüten, ſetzte ſich behutſam an den Grabenrand und begann die Ranke zu winden.

Da klangen ferne Pferdehufe durch den Wald. Chriſtel blickte die Straße entlang: richtig kam da hinten eine Kutſche — und noch eine — und noch eine...

Glänzende Rappen, mit nickenden Büſchen auf den Köpfen. Auf dem Bocke zwei Lakaien in Blau und Gold.

In der Karoſſe aber flog die allerſchönſte Märchenprinzeſſin vorbei, mit hochgetürmtem, ſchneeweiß gepudertem Haar...

Und einer trabte luſtig nebenher und zog tief den Hut vor Chriſtinen. Das war Graf Colin.

Die Hände ſanken dem Mädchen in den Schoß; und während ſie der eilenden Pracht nachblickte, fiel das Kränzlein langſam auseinander, das ſie mit ſorgſamen Fingern gewunden hatte.

Friedrich betrachtete dieſe Vorbereitungen mit erſtaunten Augen: was für ein Feſt wollte Colin feiern? Er pfiff das helle Zeichen, mit dem ſie ſich herbeizurufen pflegten, aber der Klang lief ungehört durch Hof und Park, und die Kutſche polterte weiter.

Nun kam man bald an die Grenze der Welt; denn wenn Ohm Grimbart ſich umſchaute, ſo konnte er nur noch die Türme des Städtleins gewahren. Noch bis zum Waldrande wollte der Rektor — dann ſtieß er den Schlag auf und hob die Tanten aus der vierrädrigen Arche Noäh. Unter den Buchen, die am Waldſaume ſtanden und ſchon einen ſcheuen, ſchimmergrünen Hauch über ſich gebreitet hatten, legten ſie die Decken auf das raſchelnde Laub und ließen ſich nieder, ſchnürten das große Bündel auf und ſorgten für des Leibes Nahrung und Vergnügen. Dann begannen die Alten ein erbauliches Geſpräch über die Witterung und den heilſamen Einfluß der Sonne, Friedrich aber legte ſich flegelhaft auf den Rücken, blinzelte in den Himmel und mißachtete den ſtrafenden Blick der Tanten, die ſich heimlich über ſeine Unart erregten.

Und Chriſtine ſtand auf, ſchritt zwiſchen den hellen Buchenſtämmen, bückte ſich hier und da

nach einer frühen Anemone und fand endlich am Saume der Straße ein Rasenstücklein, auf dem genug Himmelsschlüssel wuchsen, um einen Kranz daraus zu binden. Sie meinte: der müsse gut stehen zu dem neuen dunkelgrünen Kleide mit den blauen Blumen.

Also sammelte sie zwei Hände voll lichtgelber Blüten, setzte sich behutsam an den Grabenrand und begann die Ranke zu winden.

Da klangen ferne Pferdehufe durch den Wald. Christel blickte die Straße entlang: richtig kam da hinten eine Kutsche — und noch eine — und noch eine...

Glänzende Rappen, mit nickenden Büschen auf den Köpfen. Auf dem Bocke zwei Lakaien in Blau und Gold.

In der Karosse aber flog die allerschönste Märchenprinzessin vorbei, mit hochgetürmtem, schneeweiß gepudertem Haar...

Und einer trabte lustig nebenher und zog tief den Hut vor Christinen. Das war Graf Colin.

Die Hände sanken dem Mädchen in den Schoß; und während sie der eilenden Pracht nachblickte, fiel das Kränzlein langsam auseinander, das sie mit sorgsamen Fingern gewunden hatte.

Jakob Ackermann war zu Sankt Alban emporgestiegen, weil er mit dem alten Grimbart zu reden hatte.

Als er in die Turmstube trat, saß Christine am Fenster und ordnete eine Schürze voll halbverwelkter Himmelsschlüssel zum Strauß. Sie nickte dem Musiker freundlich entgegen, und der sagte: „Hast Du die Blüten für mich gepflückt?“

Sie sah den Strauß nachdenklich an. „Wenn Du sie willst, Jakob? Es hat ein Frühlingskranz werden sollen — aber nicht in alle Kränze ist das Glück eingeflochten. So viele Mühe hab' ich mir damit gegeben, und am Ende fiel alles auseinander. Da!“ Und sie bot ihm den Strauß.

Also wanderte Jakob Ackermann glückselig heim, nahm die Ludwigsburger Porzellanvase vom Bort und hatte die Blumen an sein Fenster gestellt; ganz braun waren sie schon geworden in der hellen Hitze — aber er warf sie nicht fort, sondern gab ihnen sorglich frisches Wasser und hoffte, daß vielleicht noch ein paar Knospen sich auffalten würden.

Nun saß er an seinem Tisch und hielt den Gänsekiel in der Hand: ein kleines Frühlingslied klang in ihm, und er wollt' es für Christinen aufschreiben. Ganz kleine, silberfeine Lämmerwölkchen

ſollten darin über den waſſerblauen Himmel ziehen, und Lerchen mußten in der Luft hängen, und es durfte garnichts darin ſein von den Zweifeln und Angſten, die in trüben Wintertagen etwa über ein Herz hinſchleichen können.

Aber gerade als er der Lerche eine goldene Leiter in die Luft baute und faſt zu Ende damit war, kam Friedrich in die Stube, und der letzte ſproſſende Triller mußte ungejauchzt bleiben.

„Iſt Colin hier?“

„Siehſt Du ihn?“

„Dann wird er noch kommen.“ Der Stadtſchreiber trat ans Fenſter und ſah in den Garten hinaus. „Wir werden einen exzellenten Sommer haben, Jakob.“

„Wenn das Wetter ſo bleibt . . .“

„Tropf! Ich meine: das Leben wird einen beſonderen Glanz bekommen, es wird luſtig werden und unglaublich elegant. Das macht: Colins Schweſter iſt heimgekommen, geſtern erſt, in einer großartigen Kutſche. Wie gefällt Dir mein neuer Rock?“

„Du mußt fragen: wie wird er der jungen Gräfin gefallen, Friedrich!“

Da trat Colin herein und ſtrahlte vor Vergnügen und Sonne. „Friedrich! Jakob! Habt

Ihr sie gesehen? Was sagt Ihr zu ihr? Ich bin selig!"

Jakob ärgerte sich schon wieder: daß nun die angenehme Zeit vorbei sei, in der sie stillvergnügt musiziert und getrunken hatten; denn wenn die Gräfinnen im Schloß waren, würden die Esp nach adliger Sitte zusammenhalten und sich vornehm von der bürgerlichen Krapüle zurückziehen. Also bekam der kleine Ackermann eine menschenfeindliche Anwandlung und knurrte: „Gesehen hab' ich sie nicht. Es geht mich auch garnichts an. Denn nun sind die schönen Zeiten vorbei, und wir können uns Montabel von außen betrachten. Oder meinst Du, daß sie uns noch hineinlassen werden, Friedrich? Ha! In Paris ist sie erzogen worden. In diesem Pfuhl von Hochmut und Lasterhaftigkeit! Da können wir armen, ehrlichen Klötze freilich nicht mit..."

Colin lachte. „Du hast ja so Recht, kleiner Ackermann! Und zum Beweise, wie sehr Du recht hast, soll ich Dir melden: daß Ihr beide für morgen Nachmittag zum Kaffee eingeladen seid — und zwar von wem? Ausdrücklich von meiner Schwester Lila."

„Lila!" sagte Friedrich langsam und sehr genießend, „Lila! Natürlich kann sie garnicht

anders heißen als: Lila! Obwohl ich ſie noch nicht geſehen habe."

Da verſöhnte ſich auch Jakob ſehr plötzlich wieder mit der Welt und ſprach gönnerhaft: „Wenn wir denn durchaus kommen ſollen — — Übrigens: Lila! Ein höchſt muſikaliſcher Name."

„Wenn Du Dich in ſie verliebſt, kannſt Du eine Symphonie daraus machen."

„Ich werde mich aber nicht verlieben!" rief Jakob mit gefährlich drohender Stimme und durchbohrte Colin mit einem wütenden Blicke, „denn ich verliebe mich überhaupt nicht — — — mehr."

Friedrich aber trat vor den Spiegel, zog das Jabot ein weniges weiter heraus und ſagte nur: „Lila!"

Der Park von Montabel hatte ein frühlingsfrohes Feiertagskleid angetan.

Als der Kurier ankam mit der Nachricht: daß die Gräfin Antoinette mit ihrem Gemahl und der jungen Gräfin Lila morgen einzutreffen hofften, hatte Colin in Eile alle Dienſtleute angewieſen, den Park in eine gräfliche Verfaſſung zu bringen. Das war notwendig geweſen, denn ſeit dem vorigen Spätſommer hatten die Büſche keine Schere und die Beete und Wege keinen

Rechen noch Harke gesehen. Colin liebte die glatt gedrechselte Art nicht, die den Bäumen und Wiesen von der Mode vorgeschrieben wurde. Er ließ wachsen, was da wollte — wild, ungebändigt und in gottseliger Natürlichkeit.

Aber nun hatte sich das über Nacht geändert.

Das gelbe Schloß stand auf dem Hügel, und der sanft hinabfließende Abhang war zu einer hochgelegenen, ebenen Terrasse aufgefüllt worden. Wenn man hier am Marmorgeländer stand, sah man über die Anlagen des Parkes hin.

Aus der Mauer, durch welche die Terrasse abgeschlossen wurde, sprudelten zwei ringelschwänzige Delphine perlendes Wasser in ein Becken, das seinen Überfluß als milden, glitzernden Schleier in den scharf umgrenzten Teich sinken ließ. Und die grünenden Wiesen, die das schmale, lange Rechteck des Teiches umsäumten, waren jetzt frisch geschoren.

Von den Ufern spiegelten sich weißleuchtende Götterbilder versonnen im Wasser.

Aber rings um Schloß und Teich, um Rasenflächen und Blumensäume stand der alte Laubwald in unverkünstelter Kraft und Mächtigkeit und baute seine windrauschende Mauer um den adligen Garten und seine glatten Wege. Diese

hochherrlichen Eichen und Buchen hatte selbst die Gräfin Antoinette nicht der Mode opfern mögen.

Und der Frühling war mit glänzenden Augen gekommen und hatte silbernes Grün über den Park geweht. Aus dem farbigen Kranze des Mittags, der sich strahlend über das Wasser neigte, waren rote Blüten gefallen und leuchteten an den Wegborten. Die schimmernde Nacht hatte weiße Sterne aus ihrer Krone genommen und sie zwischen die Kinder des Tages gestreut.

Aus den Wundern des Tags aber und der Nacht erwuchs der Glanz des stillen Parkes von Montabel. —

Als Friedrich und Jakob durch das Gittertor des Hofes einfuhren, stand Colin auf der Schloßtreppe. Er führte die Freunde durch den gewölbten Flur und trat mit ihnen auf der Gartenseite des Schlosses ins Freie.

Rechts breitete sich auf der Terrasse eine große Kastanie wohlig in der Nachmittagssonne. Dicht neben dem Stamme war ein weiter roter Gartenschirm aufgespannt, und in seinem sanftwarmen Schatten stand der Tisch; von dorther leuchteten gepuderte Köpfe. Friedrich schritt plaudernd neben Colin her, der kleine Musikant aber be-

nützte die Gelegenheit, um einen schnellen und heftigen Zweikampf mit seinem Galadegen auszufechten, der sich an Jakobs linker Seite offenbar nicht wohl am Platze fand und eigensinnig der rechten zustrebte.

Da saß die Gräfin Antoinette — groß, scharfblickend, fast schön, und mit einem unendlich weiten gelbseidenen Reifrock. Sie nickte gnädig und erlaubte dem sicheren Stadtschreiber einen Kuß über ihre Fingerspitzen, während Jakob aus ungefährlicher Entfernung einen gewaltigen Kratzfuß exekutierte.

Der alte Graf aber, dessen gutmütiges Gesicht fast ebenso rot war wie sein Rock, hob sich ein wenig aus dem tieflehnigen Sessel, reichte den beiden die Hand und zog Friedrich neben sich. „Sie verzeihen, mein Bester, wenn ich unartig genug bin, sitzen zu bleiben — das Podagra hat sich mit leidig spitzen Zähnen in meinem armen Bein festgebissen. — Oh ja, so macht sich bei mir der Frühling bemerkbar. Schade, daß meine Frau hiersitzt — sonst würd' ich fluchen. Fluchen ist ungefähr das einzige, was wir, so viel ich sehe, noch von den biederen alten Deutschen auf unser Patschulijahrhundert herübergerettet haben — nicht wahr, teuerste Linette?"

„Der Graf benimmt sich neuen Freunden gegenüber stets derart unmöglich," sagte die gestrenge Dame indigniert, „daß er sie meist mit Erfolg chokiert."

„Sie haben schlecht geschlafen, Antoinette. Ich werde meine Lebensart beweisen: Dieser Herr, lieber Berg, ist unser Pariser Hofmeister, Monsieur d'Aubignac."

„Jean Baptiste d'Aubignac," sagte der Hofmeister mit einer überaus sanften Stimme, verneigte seine schwarze Schmalheit ein weniges und sank wieder in aufmerksames Schweigen.

Ein Diener glitt heran und servierte den Kaffee. Die Gräfin wandte sich an Colin. „Du könntest wissen, wo Lila sich aufhält."

„Also werden wir sie zitieren!" erwiderte der Junker; legte die Hände hohl um den Mund und rief über die Terrasse.

„Mon Dieu!" sagte die Gräfin empört, „was sind das für rustikale Manieren, lieber Colin? Sind wir hier in der Gesindestube?" Und sie wechselte einen Blick mit Jean Baptiste d'Aubignac, der ob dieser Bäuerlichkeit erschreckt in die Höhe gefahren war und sich anschickte, in den Park hinabzugehen, um Lila zu suchen.

Aber Lila von Esp schritt eben die breiten

Stufen herauf und kam den hellen Weg entlang. Und alle Gräser und Blüten neigten sich vor ihr und küßten den Saum ihres Kleides.

Sie hatte den blauen Sonnenschirm aufgespannt und trug ihn über der bloßen Schulter, daß das himmelfarbene Kreisrund zur dunklen Folie für Hals und Haupt ward.

Blaß und schön war Lila von Esp.

Blasse Lippen hatte die schöne Lila von Esp, und eine feine blasse Stirn unter dem hochgebauten Puderhaar. Nur leuchteten goldbraune Augen unter dunklen Bogen, und in dem weißen Haar glühte eine schwermütig rote Rose.

Blaß und schön war Lila von Esp.

Einen Schritt hinter der Gebieterin gingen kohlschwarz zwei kleine Mohren in weiten blauen Gewändern und goldenen Turbanen und wandten keinen Blick von dem Antlitze der Herrin. Jeder trug vor sich ein buntes Kissen. Auf dem einen schlummerte Lindor, der Mops; und auf dem andern lag Azor. Und auch dieser war ein Mops.

Lila neigte sich so tief vor ihrer Mutter, daß ihr Reifrock wie eine duftige Schaumglocke auf dem Boden stand, und küßte ihr die Hand. Der alte Graf streichelte der Tochter mit großer Sanftheit über die Wange.

Dann wandte sie sich zu Colin und seinen Freunden. „Mein Bruder liebt Sie sehr — ich liebe meinen Bruder — Sie wissen: les amis de mes amis ....“

Friedrich hörte ihre Stimme und vergaß zu antworten; leise war diese Stimme, sie schwebte in der Luft wie der müde Ton einer Hirtenflöte über abendblauen Dämmerwiesen.

Jakob Ackermann aber tat den Mund auf und redete Stacheln: „Leider, Gräfin, bin ich zu deutsch, um französisch zu verstehen — um Ihr freundliches Lächeln aber will ich glauben, daß Sie eine Liebenswürdigkeit gesagt haben.“ Der kleine Ackermann log: er verstand das Welsche recht wohl — aber es war ihm nun einmal stachlig zumute.

Lila sah ihn an und lächelte wieder; die Gräfin Antoinette jedoch warf abermals einen entsetzten Blick zu Jean Baptiste d'Aubignac hinüber: war es möglich, daß ein Mensch, der an ihrem Tische saß, die Sprache der Kultur nicht beherrschte?

„Du mußt wissen, liebe Schwester,“ sagte Colin hilfreich, „daß mein Freund Jakob Ackermann ein großer Musiker ist — und ein Genie darf einseitig sein.“ Da war auch die alte Gräfin wieder beruhigt; ein Genie wußte man auch in Paris

zu schätzen, und schließlich war ein deutsches Genie, das nicht französisch redete, vielleicht ebenso gut wie ein Voltaire, der Wuchergeschäfte betrieb... Also begann sie mit Jakob eine Unterhaltung, die sehr zur Zufriedenheit beider Teile verlief, denn die Dame Antoinette war im Grunde eine gescheite Frau, und der kleine Ackermann sagte später zu Friedrich: die Alte hat Musik im Leibe — aber total vertiriliert und verrataplant — — das infame Paris!

So redete Jakob, als sie gegen Sonnenuntergang heimwärts wandelten. Aber der Freund hatte keine Antwort; er schritt neben dem Musiker her, hörte wohl, daß er sprach, aber verstand nicht die Worte; denn ein Schweigen war an diesem Nachmittag über ihn gekommen.

Wohl hatte er der schönen Schwester Colins gegenübergesessen — und hatte vielleicht — er wußte es nicht — den Versuch gemacht, mit ihr zu reden. Aber einmal war er durch einen sonderbaren Blick des aufmerksamen Hofmeisters zusammengeschreckt worden und hatte gemerkt, daß er seit geraumer Zeit versunken auf der jungen Gräfin schöne Hände gesehen habe, die krause Goldfäden aus einer kostbaren Borte lösten. Von Straßburg her war ihm diese spielende Be-

schäftigung der Damen genugsam bekannt; aber noch nie waren diese glitzernden Fäden durch feinere Hände geglitten. Matt, weiß waren diese Hände, mit langen schmalen Nägeln ...

Jakob räusperte sich vernehmlich.

... und die marmornen Linien des Kopfes, der sich über diese Arbeit geneigt hatte — die blassen, rätselhaft verschweigenden Lippen. Da war zum zweiten Mal ein sonderbarer Blick des aufmerksamen Hofmeisters zu Friedrich hinübergehuscht. Blaß und schön war Lila von Esp. Blaß — nur leuchteten goldbraune Augen unter scharfbegrenzten Bogen, und in dem hohen weißen Haar glühte eine schwermütig rote Rose. Auch das war seltsam: schwermütig und kühl wie ein abendlicher Waldgrund war diese Rose gewesen, und glühte dennoch. Aber blaß und schön war Lila von Esp.

„Höre Friedrich!" sprach der kleine Ackermann voll stachligen Ärgers und mit ungemeinem Nachdruck, „höre, Friedrich! Du scheinst mir sehr abwesend! Kannst Du den Kaffee nicht vertragen?"

Der versunkene Stadtschreiber rief seine Gedanken von der Terrasse des Schlosses Montabel zurück. „Wie findest Du die Gräfin?"

Jakob blieb stehen und sah ihn groß an. „Du

bist ein wunderlicher Kauz! Hab' ich Dir nicht gesagt, daß sie was von Musik verstände und überhaupt ein ganz passables Frauenzimmer sei? Bis auf ihre welsche Sucht."

Da legte Friedrich dem kleinen Ackermann die Hand auf die Schulter und sagte: „Guter Freund! Aus dieser Deiner Frage wird mir klar: entweder bist Du ganz unbeschreiblich in die Christel verliebt — oder Du bist ein ganz unbeschreibliches Schaf."

Worauf Jakob den Kopf bedenksam schüttelte und damit kundtat, daß ihm das Verständnis für dergleichen undeutliche Reden durchaus mangelte. Auf dem Markte trennten sie sich vor des Bürgermeisters Hause, und Friedrich ging durch die traulich enge Gasse heim.

Er war sehr zerstreut beim Abendtische, entschuldigte sich mit Kopfweh und stieg eilends zu seinem Dachstübchen hinauf. Droben lief er eine Weile unruhvoll hin und her, suchte schließlich seinen Mantel aus dem Schranke und tappte die finstere Treppe hinunter. „Er hat etwas!" sagte Tante Cornelie aufgeregt, als sie die Haustür zuschlagen hörte, „er hat etwas ..." „Laß ihn!" sprach der Rektor nachsichtig und sah erinnerungsreich in sein Glas, „'s ist Früh-

ling!“ Und die Tanten wurden rot über dieſe Worte.

Friedrich aber ging langſam durch die ſchlafende Stadt, die grünes Mondlicht überſchleierte. Der Nachtwächter zog ſeines Weges, mit Spieß und Laterne, und grüßte den jungen Ratsherrn, der ſo einſam war.

Draußen auf Wall und Mauer rieſelten die knoſpenden Birken im Mondlicht, und im taukühlen Graſe verſank der Fuß.

Da ſtand auch die Bank zwiſchen den ſchwarzen Stämmen, von der aus Jakob die Himmelsleiter emporgeſtiegen war, um ſich den dritten Satz des »Meſſias« aus den Wolken Gottes zu holen.

Und Friedrich Berg ſetzte ſich, verſonnen und verträumt.

Ja, damals im Herbſt hatte er auch hier geſeſſen und hinübergeſchaut nach dem Schloſſe Montabel. Seltſame Gedanken waren ihm über die Seele gezogen, als damals das Licht des Tages auf der flachen Kuppel verloſch, als das erntemüde Jahr Purpur über die Kronen der Edelkaſtanien hinblutete und ſich zum Sterben bereitete. Traurig war er geweſen über ſeine Einſamkeit, wehmütig, daß der Hauch jener Straßburger Roſenzeit verflogen ſei; hatte ſich

in dieſem weltfernen Winkel verwelkend geſehen — — Klopſtock ſang empfindſam:

Blume, du ſtehſt verpflanzet, wo du blüheſt,
Wert, in dieſer Beſchattung nicht zu wachſen,
Wert, ſchnell wegzublühen, der Blumen Edens
Beſſre Geſpielin!

Der Blumen Edens beſſre Geſpielin ... Ein artiges Bild; und doch — Friedrich ſtrich ſich ein Lächeln von den Lippen und ſah hinüber nach der mondlichten Kuppel von Montabel. Nein — die blaſſe Gräfin da drüben war keine blonde Blume Edens. Die ſchöne, blaſſe Lila von Eſp trug eine ſchwermütige glühende Rotroſe im Haar, die dunkel brannte, wie heimliches Feuer unter der Aſche; und ihre Lippen waren rätſelvoll wie der Mund der delphiſchen Prieſterin, oder wie die bleichen Saiten, die der Glanz des Mondes zwiſchen den Birken ſpannt, klingend von Träumen und ſchweigender Verheißung.

Nun werden die Geigen wieder durch die fließenden Sommernächte ſingen, und trunkene Falter werden um die bunten Laternen taumeln, die ſich im Teich von Montabel ſpiegeln. Und die ſchöne, blaſſe Gräfin wird im Sternenſcheine

ſtehen und wird mit leiſem Lächeln hinaufſchauen zu der Marmorſchönheit Aphroditens ...

„Träumer!“ ſagte Friedrich Berg laut und ſtand auf, „Deutſcher Träumer! Wann wirſt Du endlich lernen, daß man Roſen nicht mit Wünſchen bricht?“

Er ging den Wall entlang und begann, ein keckes Liedlein zu pfeifen. In der Ferne kläffte natürlich ein Hund. Vielleicht war es Lindor, der Mops.

flattern als Du. Aber leider ist sie es — und also hab' ich keine Pflichten ..."

Der Stadtschreiber war empört über derlei grundsätzliche Gemütsroheiten. „Alles bei Euch ist prinzessinnenmäßig, also darfst Du nicht einhertappen wie ein Schweinehirt."

Colin seufzte: was hatte er davon, wenn seine Schwester hübsch war?

Aber Friedrich erkannte, daß diese Art von naturmenschlichem Weltschmerz durchaus nicht zu dem Leben passen würde, von dem er neulich auf dem nachtsilbernen Walle geträumt hatte, und er machte sich an das schwierige Werk, das Schifflein allgemach dahin zu leiten, wo er es zu sehen wünschte. Also echote er Colins Seufzer nach und begann mit heuchlerischem Tiefsinn das Steuer sachte zu wenden. „Die Schwermut liegt einem um diese Zeit im Blute; aber es ist nicht die Schwermut eines todesahnenden Herbstes, sondern das unruhige, ahnungsvolle Quellen und Dehnen des Frühlings, der über das Land geht und die große Sehnsucht aufwecken will. Es ist meinetwegen auch die verheißungsvolle Getrübtheit des gärenden Weines, die eines Tages als klarer Freudensinn übersprudeln wird. Das muß man ein Wunder nennen. Aber —

ohne dies Wunder wäre die Welt in zwei Jahren ausgestorben. Verstehst Du das?"

„Du bist ein bezahlter Advokat des Teufels und der Verführung!" sagte Colin. Spitzte aber doch die Ohren.

„Die Erde wacht langsam aus dumpfen Träumen auf und reibt sich die Augen blank. Und alles Getier tut das nämliche: der Dompfaff unten vorm Fenster zieht einen neuen, prachtvoll schönen Rock an und hüpft gottvergnügt auf seinem Stänglein; und im Grunde ist dieser Vogel ein weidlich blödes Geschöpf, das dumm ins Netz geht. Und Du, Colin, willst Deinen schönen Rock abtun und ein jämmerlich unscheinbares Kleid anziehen? Nein — — Frühling muß sein, innen und außen ..."

„Ja!" sagte der gute Colin bereits beschämt und warf einen verlegenen Blick in den sporfleckigen Spiegel. „Ist das nun Deine verdammte Juristenkunst — oder hast Du wirklich Recht? Es prickelt in mir, Bruder, es prickelt in mir — als müßt' ich was erleben; weiß der Himmel: was —"

Da setzte sich Friedrich quer in den Stuhl und legte die Beine vergnügt über die Armlehne. „Hat es Dich geweckt, schöner Graf? Ich sage Dir: wir

Eitelkeit plötzlich sehr großartig. „Oho! Courage für drei! Das wollen wir sehen!“ Sprachs und holte die Gitarre. Die beiden andern stießen sich an und wollten bersten vor Vergnügen. „Du!“ sagte der Graf heimlich, „wo gehen wir nun aber hin? Ich kenne keine — und — und — — zum Turme von Sankt Alban können wir schwerlich hinaufsingen.“

Aber der Allerweltsfriedrich wußte sich zu helfen. Als Jakob wiederkam, nahm er ihm das Instrument aus der Hand und zog ihn in den Garten zurück. „Steig über den Zaun, mein Arion! Ich will Dir die Leier halten.“ Und der kleine Musiker kletterte vorsichtig und mit klopfendem Herzen hinüber; hinter ihm die Freunde. Sie tappten leise durch die Büsche und standen abermals vor einem Zaun. „Steig über!“ sagte der Schreiber und half Jakob hinauf.

So kamen sie auch über ein drittes Hindernis — nicht ohne daß sich der ungewandte Arion ein gehöriges Loch in den Strumpf gerissen hätte. Nun standen sie unter einer großen Linde, drückten sich vorsichtig an den Stamm und lugten nach der schlafenden Gartenseite des Hauses. Es war die »Goldene Bretzel«, und Friedrich gedachte die heißblütige Lieselott ein wenig zu intrigieren.

Das Mondlicht floß an der hellen Mauer silbrig nieder. Scharfe Schatten lagen auf Weg und Wiesen. Drinnen mochten sie wohl schon schlafen, denn die Vorhänge waren hinter den Scheiben dicht gefaltet. Nur ein Fenster — man hätte vielleicht mit der Hand hinaufreichen können — schien noch erleuchtet; oder war es doch nur der Mond, der in dem Glase glänzte?

„Was machen wir nun?“ fragte der tapfere Ackermann und hatte ein kleines Zittern in der Stimme.

„Musik machen wir!“ zischelte Colin ritterhaft unternehmungslustig. Trat also ein paar Schritte näher gegen das helle Fenster und zog den Mann mit der Gitarre hinter sich her. „Spiel' ein wenig zum Auftakt, derweil mir ein Troubadourliedlein beifällt!“

„C-dur,“ sagte Jakob mit musikalischer Gewissenhaftigkeit und zupfte mit tastenden Fingern einen Akkord aus den Saiten. Und weil Jakob Ackermann doch recht ängstlich war und durchaus nicht wußte, wie dies gefährliche Abenteuer auslaufen würde, so schwebte der Akkord entzückend schüchtern und in glaubhafter Verliebtheit über den Rasen. Das immerprüfende Ohr des Musikers hörte den Ton mit Erstaunen, und er vergnügte

ſich über die Echtheit ſeiner Improviſation; atmete erleichtert auf, begann die Situation ungemein poetiſch zu finden und wandelte die ſchüchterne Frage ſeines Spiels in keck werbenden Takt um.

Colin nickte befriedigt und begann eine ſchmeichelnde Kanzonetta, und nach jedem Vers zupfte Jakob zwei gefühlvolle Akkorde: plum — plumm.

Mondſchein liegt vor Deinem Fenſter,
Holdes Mädchen — ach, Du ſchlummerſt ſchon?
Durch die Büſche tanzen liebliche Geſpenſter,
Aufgeweckt von meiner Laute Ton.

Und nur Du liegſt in den weichen Kiſſen,
Die ſo ſanft wie Deine Lippen ſind.
Ach — wie lang noch ſoll ich Deine Gunſt vermiſſen?
Öffne mir die Türe, ſchönſtes Kind!

Plum — plumm ... riß der kleine Ackermann begeiſtert heraus. Das war einmal etwas für ſein romantiſches Gemüt —

Schau — — huſch flogen die Vorhänge zurück und die Fenſter knarrten.

Colin glitt voll Routine in den tiefſten Schatten zurück, und hinter ihm her hopſte Jakob mit ſeiner großen Gitarre.

Zwei Mädchen ſtanden in dem hellen Rahmen. „Schön Dank!“ ſagte eine freundliche Stimme und wartete vielleicht auf Antwort. Aber der Herr Graf ſchwieg klüglich ſtill, und Jakob wiſchte ſich ängſtliche Tropfen von der Stirn.

So zogen ſich nach einer Weile die Vorhänge wieder zuſammen. Die Muſikanten ſchlichen zu Friedrich, der vorſichtig im Hintergrunde geblieben war. „Gleich zwei!“ ſagte Colin kopfſchüttelnd, „das iſt für den Anfang zu viel ...“

Leiſe wie ſie gekommen waren und bereits mit geſchickter Verbrecherhaftigkeit kletterten die drei Brüder nach des Bürgermeiſters Garten zurück, hochbefriedigt und voll abenteuerlicher Zukunftspläne. Sogar Jakob hatte den Schreck überwunden. „Die eine,“ ſprach er, „war beſtimmt die Lieſelott ...“

„Und die andere?“ fragte der Stadtſchreiber mit einem ganz beſonderen Ton in der Stimme. Aber ſie hörten nicht darauf, gingen ihres Wegs und entſchlummerten zufrieden.

So ließ der Stadtſchreiber des Abends die beiden Spießgeſellen auf Abenteuer ausziehen und bekam dadurch einſame und nachdenkliche Stunden. Bisweilen ſtieg er zum alten Grimbart hinauf, redete ein wenig mit ihm und der ſtillſüßen Chriſtel und ſchaute über das abendliche Land, das grün und klar geworden war. Bisweilen auch wanderte er hinaus durch die Felder, um zu lauſchen: ob nicht bald die Nachtigallen in den Büſchen ſchlugen.

Abſonderlicherweiſe war er der Meinung, daß die Nachtigallen dieſes Jahr wohl zuerſt in der Nähe des Parkes von Montabel aufwachen würden — und nur darum führte ihn ſein Weg immer zum öſtlichen Tore hinaus. Nur darum — denn die ſchöne Lila von Eſp ſaß um dieſe Zeit mit ihrer Mutter zuſammen und las Romane; etwa: Richardſons Clariſſa, oder des guten Gellert Schwediſche Gräfin. So hatte Colin erzählt, und im Herzen war Friedrich froh darüber, daß Lila Gefallen fand an dieſen empfindſamen Geſchichten.

Er ſchritt an den Mauern von Montabel entlang, lugte durch das längſt geſchloſſene Gittertor und ward beſinnlich über ſich ſelber. Der Nachtwind wob über den Äckern — wieder ein-

mal so süß und sehr schwermütig wie dunkelsamtner Rosenhauch. Und wieder klang das alte, ewige Lied des Windes über die Erde, aber nicht mahnend und voll wehmütiger Lebensdeutung, sondern leise wie ein Wiegenlied und in schlummersüßer Ruhe. Seltsame Gedanken brachte das Lied zum Klingen. Warum konnte Friedrich Berg keinen Weg zu Lila finden? Immer vorbei ging er an ihr — immer vorbei, wie jetzt an dem verschlossenen Garten. Und wie dieser Traumpark stand die Schwester Colins, vornehm, blaß — und rätselhafter als ein heller Sternhimmel; sie lächelte und schwieg. Noch nie hatte Friedrich ein Wort aus ihrem Munde gehört, das sich deuten ließ. Klar und unantastbar war Lila von Esp — eine Heilige vielleicht ... aber sie trug eine Rose im Haar.

Nun schloß der nachtunheimliche Buchenwald seine Wölbung über dem Grübler. Wie die gefleckte Schlange eines Märchens bog sich die Straße durch Mondlicht und Baumschatten, ward hell, wenn ein Waldweg auf sie mündete, und ertrank wieder in brauner Finsternis, zerfloß in der großen Einsamkeit.

Im versunkenen Hinwandern schrak Friedrich zusammen, wie ein Schläfer jäh emporfährt,

wenn im Traume das Seil der Schaukel zerreißt.

Das leise Brechen eines Zweiges sprang durch die Stille.

Und auf dem Wege zog der Nachtgeist her, dunkel und auf dunklem Schattenroß.

Da stand er still und schwieg.

Was waren das für Ammenmärchen? Friedrich ging vorwärts — atmete nicht das Pferd?

Eine Stimme sprach herunter. „Seltsame Begegnung im mitternächtigen Walde, mein Freund!“ Nun war es doch Lila von Esp, die so redete. Sie saß reglos im schwarzen Reitkleid, und nur um Hals und Hände schimmerte ein matter Streifen.

Friedrich starrte sie an.

„Und was suchen Sie in Wald und Nacht, mein Freund?“

„Ich bin der blauen Blume meiner Träume nachgegangen.“

„In diesem Walde blühen keine blauen Blumen, Freund. Es ist auch töricht, sie zu suchen: der helle Morgen läßt sie doch verwelken.“

„So will ich sprechen wie Josua: Sonne stehe still und Mond stehe still — damit die Nacht nicht schwindet und die Blume nicht vergeht.“

„Die Zeit der Wunder ist dahin, und nur der Wind im Walde singt uns noch von ihr. Wir aber flattern bunt um bunte Blüten; wir sterben, wenn der bunte Sommer stirbt. Und sonderbare Nächte, so wie diese ist — die dürfen, wenn die Sonne steigt, nur Träume sein, von denen keiner etwas hören darf."

Weiter ritt die blasse Lila von Esp, quer in den lichten Wald, und der Schritt des Pferdes versank im Moose.

Friedrich erwachte am Morgen versonnener denn je und blieb schweigend den ganzen Tag. So traumhaft hatte das alles geklungen, daß er fast an der Wirklichkeit dieser Begegnung zweifeln wollte. Aber da lag sein staubiges Wanderkleid, und da lag der grüne Zweig, den er an jener Stelle abgebrochen, wo Lila in den Wald hineingeritten war.

Eine Woche lang sahen ihn die Freunde nicht; denn wie ein Schleier zogen sich Regentage hinter dieser Nacht zusammen, und wenn es Abend werden wollte, stieg Friedrich hinauf zu dem alten Organisten, saß am Turmfenster und hörte in das schwermütige Rauschen hinaus, Stunde um Stunde.

Christine war über ihre Stickerei gebeugt und blickte unterweilen fragend nach dem stillen Gast hinüber. Als aber sein Schweigen immer tiefer wurde, erlosch die Klarheit in ihren Augen und sie versuchte nicht mehr, mit ihm zu reden. Ohm Grimbart schüttelte den Kopf dazu und wurde voll Fragen; bis er endlich die Brille von der Nase tat und begann, in der Stube herumzugehen. „Christel, mich deucht: Ihr habt Euch gezankt. Aber dann wieder seh' ich, daß Friedrich öfter zu uns heraufkommt als sonst — also: was ist?"

„Nichts ist!" sagte Friedrich, „warum soll ich mich mit ihr gestritten haben? Je, man hat seine Gedanken."

„Merkwürdige Gedanken müssen das sein," krittelte der Alte und wollte eine weltweise Predigt anfangen; aber da riß die Schelle schrill den Faden entzwei, den Ohm Grimbart eben zu Nutz und Frommen abwickeln wollte. Also nahm er den großen Schlüssel vom Nagel und stieg seufzend hinab.

Als die Tür hinter ihm zuschlug, legte Christel ihr Tuch auf den Tisch und stützte den blonden Kopf in die Hand. „Soll ich Dir deuten, warum Du so schweigsam geworden bist, Friedrich?"

„Nun?“

„Es iſt etwas Fremdes hineingekommen in Deine Welt, das liegt auf dem Wege, den Du ſonſt mit Freude gewandert biſt. Ja, ſieh nur herüber; Du weißt wohl, was ich meine.“

Friedrich ſchwieg dazu. Er erkannte das heimliche Leid, das in Chriſtinens Augen lag, und jetzt mußte er wieder an jenen Abend denken, da ſie ſich beim Tanze mit leiſer Klage »arm« genannt hatte, weil er ſo lange nicht zu ihr gekommen war. Und wieder wollte die Ahnung in ihm dämmern, daß er ſich damals nach ſeiner Rückkehr geirrt habe, als er meinte: er finde das Mädchen wieder, wie er es vor fünf Jahren verlaſſen hatte — als Kind. Aber er ſchlug die Tür dieſer Erkenntnis zu und ſtrebte von dem Gedanken ab.

„Schön iſt die Gräfin von Eſp,...“ ſagte Chriſtine leiſe, „ſchön iſt ſie und vornehm und ſteht auf ſtrahlenden Schuhen in der großen Welt. Was aber meinſt Du, was das werden will?“

Der Stadtſchreiber zuckte die Achſeln. „Ich meine, daß Du über Dinge nachdenklich wirſt, Chriſtine, die es nicht wert ſind, und daß Du Dich ſelber mit Gedanken beſchwerſt; über Dinge,

die ſo leichtflüglig ſind und tändelnd wie bunte Schmetterlinge, die hin und hergaukeln und keinen ſchweren Ernſt kennen. Aber wir wollen davon ſchweigen, hörſt Du? Denn ich verſtehe Dich kaum."

Das Mädchen ſeufzte und ſchwieg. Draußen knarrte die Treppe und Ohm Grimbart ſprach vergnügt und lebhaft; Chriſtel ſah erſtaunt nach der Tür.

„Nach Ihnen, Herr Graf!" dienerte der Alte — und herein trat Colin. Er hatte ſeinen grauen Wettermantel umgetan und trug ein Päcklein darunter; artig grüßte er die Chriſtel und ſchüttelte dem Freunde die Hand: „Alſo hier, Du Kauz! Seit wann hockſt Du auf den Türmen umher wie eine griesgrämige Nachteule? Und wo haſt Du den Muſikanten? Daheim war er nicht."

„Hier iſt er auch nicht."

„Nun — wer weiß, wo er herumwandelt in dem grauſamen Regenwetter. Ich meinte ihm einen Gefallen zu tun und habe den hochgräflichen Weinkeller ein wenig inſpiziert, weil die Luft gar ſo kalt iſt. Je — ſo wollen wir hier eins trinken. Freilich, Meiſter Grimbart, was denkt Er darüber, ob man in Sankt Alban Champagner trinken darf?"

Der alte Grimbart hatte luſtige Augen und betrachtete die goldhalſigen Bouteillen vergnüglich. Der Graf machte den Schenken.

„Und auf wen trinken wir zum Erſten? Wir haben Lebensart, Schreiber. Alſo ſag ich: auf das Wohl der ſchönen Jungfer Chriſtine.“

Colin ſprudelte vor Luſt; noch nie hatte ihn Friedrich ſo aufgeräumt und gewandt geſehen. Wie ein umſchleiernder Duft von Nachtblumen ſtrahlte die Laune des Grafen über den Kreis — ſelbſt die wehmütig verſonnene Chriſtel fand den Glanz ihrer Augen wieder und nickte Colin heiter zu. Darob wurde der nur noch beglückter und das Herz ging ihm über. „Daß ich in dieſen geweihten Räumen nicht lüge!“ ſprach er und ſchoß einen verfänglichen Blick zu Chriſtel hinüber, „nämlich: bei Jakob Ackermann war ich nicht! Der mag meinetwegen über ſeinem Meſſias brüten und eine frohe Botſchaft komponieren. Wir, wir wiſſen auch zu leben — und der heute eine Botſchaft bringt, bin ich! Deshalb bin ich auch geradewegs zum Turm heraufgeſtiegen, denn an die Jungfer da lautet mein Auftrag.“

„Der wäre?“ ſagte das Mädchen erſtaunt.

„Ja! Meine Mutter läßt ſich empfehlen und auch meine Schweſter — und das junge Volk

will ein großartiges Gartenfest machen im Park Montabel. Dazu seid Ihr eingeladen, schöne Dame."

Christine schwieg und wollte sich ein wenig besinnen. Aber Friedrich lachte vergnügt und sprach: „So will ich's auf mich nehmen, die Muttergottes von Sankt Alban hinüberzugeleiten zum Schlosse, und will allen Drachen wehren, die sie bedrohen könnten."

Dabei blieb es.

Droben in der Glockenstube schnarrte die Uhr und kündete späte Nachtzeit. Süß war der Champagner und ließ das Blut fröhlicher wallen. Ohm Grimbart bekam das ewige Lachen: so lustig war ihm sein hohes Nest noch niemals erschienen. Und der schöne Graf Colin trank und wurde verliebter, wurde kühner und ließ seinen Übermut schießen. Friedrich schaute verstohlen auf Christinen und sah, daß sie nicht ärgerlich ward über den Freund.

Aber als Colin endlich nach Hut und Mantel griff und von dem langen Heimweg sprach, stand das Mädchen auf und trat unversehens an das alte Klavier: „Hören Sie, Graf! Es war mir ein lieber Besuch, und ich möchte Ihren freundlichen Blick nicht vermissen ..."

Colin winkte ihr ſelig zu und wuchs ein wenig im Bewußtſein ſeines Sieges.

„— und darum möcht ich Ihnen etwas mitgeben zur Erinnerung an eine luſtige Nacht. Vielleicht tut es Ihnen noch einmal gute Dienſte.“ Chriſtel ſetzte ſich an das Inſtrument und ſchlug den Deckel auf; griff einen feinen, zupfenden Klang und hub an:

Mondſchein liegt vor Deinem Fenſter,
Holdes Mädchen — ach, Du ſchlummerſt ſchon?
Durch die Büſche tanzen liebliche Geſpenſter,
Aufgeweckt von meiner Laute Ton...

Colin ſtarrte ſie faſſungslos an.

Aber das Mädchen lächelte mit himmliſcher Bosheit. „Zwei ſtanden in dem Fenſter, mein Herr Graf! Zwei! Gute Nacht — Herr Graf.“

Voll Schreck und Ertapptſein ging Colin durch den rieſelnden Regen nach Hauſe und fühlte, wie ihm das Blut in den Wangen ſtand. Daß er jene Stimme, die damals vom Fenſter ſo freundlich gedankt, nicht gleich erkannt hatte! Auf dem mondhellen Raſen war er mit Jakob geſtanden — unvorſichtiger als der politiſche Stadtſchreiber, der klüglich im Dunkeln ge-

— — deshalb — führte auch kein ehrlicher Weg zu Christine ...

Colins Augen wurden immer finsterer; er merkte nicht, daß die Schwester seit einer Viertelstunde beobachtend zu ihm herüberblickte.

„Colin!"

Er hörte nicht.

Da schloß Lila sacht das Heft mit den französischen Liedlein und nickte dem Hofmeister Jean Baptiste d'Aubignac seine Entlassung zu; der verschwand geräuschlos. Die Gräfin aber ließ die schmalen Finger über die Tasten gleiten und sang ein schlichtes Kinderlied; ganz fein und leise klang auch das, wie wenn ein Vogel im Traume zwitschert —

Schlaf, Kindlein, schlaf.
Im Garten stehn zwei Schaf! ...

— aber diesmal hörte Colin nicht darüber hinweg, sondern senkte das Haupt und deckte die Hand über seine Augen, um eine wehmütige Träne zu verbergen, die ihm kam — er wußte nicht warum.

Lila aber stand auf und strich ihm sanft über das Haar. „Armer Bruder — so sehr verliebt?"

„Ich glaube fast!" nickte er; küßte der Schwester die Hand und ging hinaus.

Endlich, als der Wind die verzweifelt beharrlichen Regenwolken auseinander gefegt hatte, als die ersten Sonnenstrahlen des Frühsommers über die dampfenden Felder glitten, stieg Colin mit dem Hofmeister in das oberste Geschoß und ließ sich die Gerätekammern aufschließen. Hierher war die Liebe der Gräfin zu Neuerungen nicht gedrungen; diese Räume waren unbenutzt, und deshalb hatte man sie gelassen, wie sie vor hundert Jahren angelegt worden waren.

Die Tür zu dem schwerwuchtig aufgemauerten Fechtsaal stieß Colin auf und trat ein. Spinngewebe wehte von der Decke und schleierte vor den Fensterscheiben. An den alten Mauern rosteten die Waffen: züngelnde Flamberge, breite zweischneidige Schwerter, langbiegsame Raufdegen aus der Zeit des fünften Karl, auch noch ein paar Rapiere, mit denen Colin selber fechten

gelernt hatte. Und in einer dämmermodrigen Ecke lagen zerbeulte Rüstungen zuhauf. Der Junker betrachtete das mit nachdenklichen Augen: schade um die Zeugen einer hingesunkenen Zeit, in denen ein Mann noch mit der Faust auf den Tisch hauen durfte — heute suchte man mit einem gespitzten Witzwort um derlei Situationen herumzukommen; oder man beschied sich schweigend.

„Hier ist nichts!" sagte Colin und schritt quer über die grauen Dielen.

Sie kamen in eine Kammer voll barockgeschnitzter Eichenschränke. Der Hofmeister sperrte die knarrenden Türen auf: da hingen alte Kleider, bunt, geschlitzt, zerschlissen und von kostbarer Schwere; mit spitzen Fingern rührte der Graf daran — und schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Jean Baptiste — damit hat meine gute Schwester kein Glück. Den möcht' ich sehen, der sich in diesen seit einem runden Saeculo verstaubten und vermoderten Plunder hineinwagt. Ein lächerlicher Gedanke, daß Lila in diese schmutzigen Röcke schlüpfen soll. Lassen wir diese ehrenwerten Reste ihrem Ende in Frieden entgegenschlummern, und sagen Sie der Gräfin: ihr Plan, die Gartengäste nach alter Mode zu kleiden, sei — nun — sagen Sie: er sei leider nicht auszuführen."

Jean Baptiſte d'Aubignac verbeugte ſich lächelnd und ſchritt wieder hinter Colin her durch den Feſtſaal. Colin wendete ſich ſchnell. „Sie können fechten? Natürlich! Man ſollte dieſe ritterliche Übung mehr betreiben.“ Er nahm zwei Degen von der Wand und blies den Staub von den Gefäßen. „Vor fünfzehn Jahren wußt' ich ſie zu führen — als Kind. Da ſchützt auch noch das runde Leder die Spitze — alſo kommen Sie, wir wollen uns ein wenig umbringen!“ Damit ſtieß er die ledernen Bälle der Spitzen in den grauen Staub: der Stoß ſollte ſich am Rocke abzeichnen.

„Eins — — — recht wohl. Es ſcheint, wir haben beide nichts verlernt. Eins — — — Auch diesmal. Eins — —“

»Je suis tué!« ſagte der Hofmeiſter und taumelte einen Schritt zurück; gerade über dem Herzen ſaß ihm der kleine Staubfleck auf dem ſchwarzen Rocke. Sehr zufrieden mit ihrer Leiſtung ſtiegen ſie aus der grauen Vergangenheit hinunter in das Leben der graziöſen Mode.

Währenddeſſen lehnte Jakob Ackermann an ſeinem Fenſter, hatte die linke Hand in der geräumigen Taſche ſeiner Weſte vergraben,

hielt in der rechten eine tönerne Tabakspfeife und brummte wie eine Hummel im Sonnenschein. Natürlich war er beglückt, daß endlich wieder einmal blauer Himmel über dem Garten leuchtete, außerdem aber brummte er sozusagen aus künstlerischen Gründen; heute Nacht nämlich war ihm eine gewaltige Musik beigefallen, als er im Halbschlaf auf die wilde Jagd lauschte, die mit dem Wind über die Giebel brauste. Aufstehen hatte er wollen und sie sogleich zu Papier bringen — aber da geschah das Unglück, daß er leider tief einschlief. Und nun stand er am Fenster, sah auf die goldgrünen Beete hinunter und horchte in sich hinein, ob nicht das nächtliche Maëstoso wieder anheben würde zu dröhnen.

Es war ein Verhängnis. Gerade jetzt wieder glaubte er die unbeständige Muse am Zipfel ihres Flatterschleiers zu fassen — da knallte der unselige Stadtschreiber zur Tür herein, und vorbei war es mit der Intuition.

Jakob Ackermann rollte zornig seine blauen Augen und schoß Stacheln um sich her. Aber Friedrich kehrte sich nicht daran, sondern war aufgeregt und sehr mit sich selber beschäftigt; er lief ein wenig herum und starrte auf den Fußboden,

dann drückte er den kleinen Musiker in seinen Sessel und pflanzte sich vor ihm auf.

„Diese Nacht, Jakob —"

Der nickte. „Freilich, es war eine Nacht der Eingebungen, aber Du Tölpel trittst in meine schönsten Pflanzenbeete —"

„So?" fragte der Stadtschreiber, „hast Du vielleicht auch geträumt?"

„Wovon?"

„Nun — von dem Schlüssel."

Ackermann schüttelte lächelnd den Kopf. „Höchstens von dem Violinschlüssel."

„Unsinn!" sagte Friedrich und winkte ihm Schweigen zu, „höre mich an, denn ich muß sehr darüber nachdenken. Also: ich habe geträumt, ich sei im Schlosse Montabel — lächle nicht so infam — in Montabel, und läge in einer Kammer und schliefe. Auf einmal tut sich die Tür auf und herein tritt —"

„Natürlich die blasse Gräfin Lila."

„Sehr falsch, mein schlauer Odysseus! Herein tritt ein Mann in altertümlichen Kleidern und winkt mir: Ich folge: kreuz und quer geht die Reise durch das ganze Schloß, durch Stuben und Gänge, die ich noch nie gesehen habe — und vor einem Pfeiler hält mein Führer still, klopft ein

wenig an den Stein, und ich höre, daß er hohl ist. Absonderlicherweise hab' ich ein Brecheisen bei der Hand, wuchte also den Stein heraus — und was meinst Du wohl, was dahinter war?"

„Ein Loch —" sagte Jakob Ackermann tiefsinnig und hielt einen zerschmetternden Blick des visionären Schreibers aus.

„Ein Schlüssel war dahinter, Jakob! Er lag in der Mauer, war sehr verrostet, und an seinem Griffe hing das Ende einer feinen goldenen Kette. Und nun sprach mein Mann: Dieser Schlüssel öffnet Dir die Tür zu allen Schätzen dieses Schlosses; aber diese Tür ist nicht hier, sondern gehe noch —" Friedrich wischte sich über die Stirn.

„Nun?" fragte der Musiker und wurde gespannt.

„Ja — — in diesem Augenblick warf der Wind mein Fenster zu, und ich schrak auf."

Jakob lehnte sich zurück und lachte gewaltig. „Ein Glück, daß Du diese Tür nicht weißt — sonst fändest Du hunderttausend Dukaten und die arme Gräfin Lila müßte aus ihrem Schlosse."

Friedrich aber war sehr gekränkt. „Du bist ein überaus dummer Mensch, Jakob — jawohl! Aber ich will zu Christel gehen und ihr die Sache

erzählen — und wenn sie dann ihre Geisteraugen bekommt . . ."

„Nein!" rief da der kleine Ackermann energisch, „nichts mit Geisteraugen! Ich bin froh, daß die Zeiten vorübergegangen sind, in denen sie die armen Seelen auf der Wetterfahne ächzen hörte; willst Du sie mir wieder krank machen?"

„Dir krank machen!" sagte der Stadtschreiber in verrauchendem Ärger, aber doch ein wenig spöttisch, „Dir! Höre, Jakob, wie lange willst Du noch warten? Glaubst Du, daß sie ewig auf ihrem Turm sitzen bleibt und nach Dir ausschaut? Mich deucht: sie will eben schon ein wenig heruntersteigen und ihren Fuß auf einen Boden setzen, der gefährlich glatt werden kann." Jakob sah ihn fragend an, und Friedrich nickte, halb in Besorgnis und halb im Scherz. „Ich will weder Dir noch Colin in den Weg laufen, und wir wollen gewiß immer zusammenhalten. Aber das Gartenfest in Montabel, Ackermann, wird ein Kranz von bunten Gästen, und die blonde Christine wird sich Puder in ihr schönes Haar stäuben, um nicht hinter der Gesellschaft zu bleiben . . ."

„Was?" Nun sprang der Musiker auf und packte Friedrich am Rocke. „Die Christel geht hin? Wer hat das gesagt?"

„Es ist eben so ausgemacht," sagte der Schreiber vorsichtig, „aber Du bist selber dran Schuld, daß Du nicht auch ein Wörtlein dreinreden darfst. Sei klug und schweige, Jakob — und fasse beizeiten zu . . ." Damit ging Friedrich Berg hinaus und ließ den kleinen Ackermann inmitten der Zerstörung sitzen, die er angerichtet hatte. Es war ihm zumute gewesen, als müßt' er den Freund vor etwas warnen, und dann fiel ihm doch wieder ein, daß er nicht das mindeste gegen Colin sagen könne —. Nun war er froh, daß er seine Botschaft auf diese gerade Weise hatte ausrichten können.

Jakob aber saß in seiner Stube, bohrte sich in eine höchst unglückliche Laune hinein und wünschte schließlich, ein schwefliger Blitzstrahl möge die ganze Erde zu Asche verbrennen, weil es doch nur Dummköpfe und Verbrecher darauf gab. Und dann bekam er wieder einen Anfall von Gerechtigkeit und sagte sich, daß das Gartenfest ein harmloses und lustiges Fest sein würde.

Schließlich langte er das Streusandfäßlein vom Tische und schmiß es mitten in den Wandspiegel! Der tat einen großen Schrei und spritzte jäh auseinander.

Darauf wurde es Herrn Jakob Ackermann

gleich viel leichter ums Herz, weil er sah: daß er noch Kraft habe für eine befreiende Tat; fing also wild an zu pfeifen und kroch unter den Tisch, um die Scherben aufzulesen. Haha! Wie ein Luchs wollte er aufpassen, was die Christel in Montabel tat! Und wenn sie sich in dieser Versuchung des Musikers Jakob Ackermann würdig erwies, so wollte er am nächsten Tae seinen besten Rock anziehen und einen großen Blumenstrauß im Garten pflücken und wollte hinaufgehen zu dem alten Grimbart, um ein ernstes Wort mit ihm zu reden. Ja, hol' mich der Teufel, das wollte er!

Schnurstracks nach dem Schlosse Montabel ging Friedrich, als er den Freund verlassen hatte. Über den Wiesen schwammen die Blüten wie Schaum auf dem mittagstillen Meere, und die Frauen auf den Äckern zogen das Kopftuch tiefer in die Stirn, weil ihnen die Sommersonne gar zu freundlich in die Augen glänzte. Aber Friedrich hatte die Hände auf dem Rücken und schaute verloren vor sich hin: der Traum aus der vergangenen Nacht ging ihm nicht von der Seele.

Draußen fand er Colin, wie er sich mühte, den rosenrankigen Pavillon, der von der Mauer

wenig an den Stein, und ich höre, daß er hohl ist. Absonderlicherweise hab' ich ein Brecheisen bei der Hand, wuchte also den Stein heraus — und was meinst Du wohl, was dahinter war?"

„Ein Loch —" sagte Jakob Ackermann tiefsinnig und hielt einen zerschmetternden Blick des visionären Schreibers aus.

„Ein Schlüssel war dahinter, Jakob! Er lag in der Mauer, war sehr verrostet, und an seinem Griffe hing das Ende einer feinen goldenen Kette. Und nun sprach mein Mann: Dieser Schlüssel öffnet Dir die Tür zu allen Schätzen dieses Schlosses; aber diese Tür ist nicht hier, sondern gehe noch —" Friedrich wischte sich über die Stirn.

„Nun?" fragte der Musiker und wurde gespannt.

„Ja — — in diesem Augenblick warf der Wind mein Fenster zu, und ich schrak auf."

Jakob lehnte sich zurück und lachte gewaltig. „Ein Glück, daß Du diese Tür nicht weißt — sonst fändest Du hunderttausend Dukaten und die arme Gräfin Lila müßte aus ihrem Schlosse."

Friedrich aber war sehr gekränkt. „Du bist ein überaus dummer Mensch, Jakob — jawohl! Aber ich will zu Christel gehen und ihr die Sache

erzählen — und wenn sie dann ihre Geisteraugen bekommt ..."

„Nein!" rief da der kleine Ackermann energisch, „nichts mit Geisteraugen! Ich bin froh, daß die Zeiten vorübergegangen sind, in denen sie die armen Seelen auf der Wetterfahne ächzen hörte; willst Du sie mir wieder krank machen?"

„Dir krank machen!" sagte der Stadtschreiber in verrauchendem Ärger, aber doch ein wenig spöttisch, „Dir! Höre, Jakob, wie lange willst Du noch warten? Glaubst Du, daß sie ewig auf ihrem Turm sitzen bleibt und nach Dir ausschaut? Mich deucht: sie will eben schon ein wenig herunter-steigen und ihren Fuß auf einen Boden setzen, der gefährlich glatt werden kann." Jakob sah ihn fragend an, und Friedrich nickte, halb in Besorg-nis und halb im Scherz. „Ich will weder Dir noch Colin in den Weg laufen, und wir wollen gewiß immer zusammenhalten. Aber das Garten-fest in Montabel, Ackermann, wird ein Kranz von bunten Gästen, und die blonde Christine wird sich Puder in ihr schönes Haar stäuben, um nicht hinter der Gesellschaft zu bleiben ..."

„Was?" Nun sprang der Musiker auf und packte Friedrich am Rocke. „Die Christel geht hin? Wer hat das gesagt?"

auf Tor und Straße hinuntersah, mit bunten Tüchern auszuhängen. Der Graf lachte ihm entgegen: „Rein zum Handwerker macht einen die gestrenge Dame. Zwei Kerle hatt' ich hergestellt, die ein wenig Buntheit an die Wände bringen sollten — aber da alles fertig war, kam Lila, rümpfte das Näschen über die barbarischen Farben und riß die ganze Pracht höchsteigenhändig herunter."

Lila selber aber saß königlich in der Mitte des Raumes, hielt den Federfächer in der Hand und deutete, wo etwa noch einiges besser zu machen sei. Ein länglicher Schemel stand unter ihren Füßen, und weil kein Stuhl mehr in dem Pavillon zu finden war, durfte sich Friedrich auf diesen Schemel niederlassen, neben den schmalen, weißen, feinen Schuhen der Gräfin.

Nun erzählte er den Traum seiner Nacht. Colin lachte, wie Jakob es getan hatte; aber um Lilas Lippen zuckte es ein wenig und sie schaute den Erzähler groß an. „Wissen Sie auch noch den seltsam gewundenen Weg, den Sie gegangen sind?"

Friedrich sann und nickte. „Ich denke."

„So wollen wir Ihnen nachgeistern, und von allen Diamanten, die Sie vielleicht finden, soll der Schönste Ihnen gehören."

„Du bist sehr freigebig, Schwester!“ sagte Colin lustig, „wenn Friedrich den Schatz findet, so ist es an ihm, ihn zu verteilen.“

Aber die Gräfin schüttelte den Kopf und sagte mit rätselhaftem Ernst: „Ich meine: wenn er das Schönste bekommt, was er im Schlosse findet, wird er zufrieden sein.“ Friedrich sah zu ihr hinauf und suchte in ihren Augen nach einer Deutung dieser Worte; aber sie blickte gelassen und unausdeutbar nach dem gelben Schloß hinüber und wollte gehen.

Sie schritten durch den Park und kamen in den weißgetünchten Flur, der quer durch das ganze Gebäude lief. Friedrich nickte und trat durch eine schmale Tür. „Die Speisekammer!“ spottete Colin. Aber der Führer ging weiter, stieg treppauf, treppab — kam in unbewohnte Teile des Schlosses, die sein Fuß noch nie betreten hatte — und ging sicher geleitet durch die Räume. Unter die Erde kletterten sie über eine feuchte Treppe. Friedrich trug die Kerze voran; der Gang wurde schmal, und Lila raffte ihr Kleid eng zusammen.

„Hier!“ sagte Friedrich und klopfte an das Gemäuer — es klang hohl. Colin wurde stutzig und verlor seinen Spott; er tappte gehorsam den

Schlüssel öffnet — ich mag nicht, und Du brauchst es nicht. Aber diese Kette will ich Ihnen geben, Gräfin; halb ist sie mein Eigentum, halb das Ihre. Es kann eine Erinnerung sein an eine sonderbare Stunde."

›Und Lila von Esp nahm das Goldkettlein und wandte sich schweigend zum Gehen.

Friedrich kam gegen Mittag vom Schlosse Montabel und schritt über den Markt.

Den Stein der Weisen hatte er nicht gefunden, und doch war er nicht traurig darüber. Denn von dem schwachen Licht, das die Mauern des Gewölbes erhellt hatte, war ein Strahl in die rätselhafte Seele der Gräfin Lila gefallen; mit verwunderten Augen sah Friedrich in diese seltsame Seele, sah die Sehnsucht nach Glück und sah zugleich das schwermütig dunkle Kreuz, das die Schwester Colins auf dem Grabe dieser Sehnsucht aufgerichtet hatte. Das war es also, was Friedrich so fremd und unerkennbar geschienen hatte; nicht Hochmut und nicht Spott lag um diese unbewegten Lippen, die stets trauerten und stets unmerklich lächelten — lächelten, wenn man diesen stillen Zug so nennen durfte. Wie müder Abendstrahl über dem beruhigten Meere lag das Licht in Lilas Augen, schien heiter und

geklärt, und war doch so unendlich schwermütig und zum Tode traurig.

Und jetzt faßte Friedrich auch das Wort, nach dem er seit Wochen suchte, um den Ausdruck zu nennen, der das Antlitz der Gräfin so seltsam zeichnete —: es war das Lächeln der Erkenntnis.

Das Lächeln der Erkenntnis —

Nachdem Jakob Ackermann sich durch eine energische Tat von der Last auf seinem Herzen und zugleich von einem Wandspiegel befreit hatte, zündete er seine Tabakspfeife von neuem an und stellte sich wieder an das Fenster, an dem er vor der Katastrophe gestanden hatte. Aber die Aussicht auf den unschuldig blühenden Garten däuchte ihn wenig ersprießlich, und so lief er hinüber in das Wohnzimmer, von dessen Fenster er auf den Markt und hinüber zum Turme von Sankt Alban blicken konnte. Nun hub er auch wieder sein drohendes Gebrumm an und fand, daß es bemerkenswert löwenhafter klang als vorhin; also versank er ganz in sich selber und hörte auf die Machtmusik, die sich in ihm gestalten wollte.

Nach zwei Stunden aber ward er durch eine seltsame Sache wieder auf die Welt aufmerksam.

Denn da unten stand mitten auf dem Markte

der Freund Stadtschreiber, hatte die Hände auf dem Rücken und schaute tiefsinnig ein Loch in das Pflaster. Die Sonne brannte ihm auf das gepuderte Haar — aber er ließ sich in seiner Meditation nicht stören.

Dem scheint der verrostete Schlüssel im Kopfe zu liegen, dachte Jakob und sperrte das Fenster auf. „He! Friedrich! Was brütest Du in der Hitze für Entdeckungen aus?“

Der Stadtschreiber sah herüber, nickte ein wenig und schritt auf das Haus zu. Oben an der Treppe erwartete ihn Jakob und zog ihn in seine Stube. „Sehr bedachtsam ist Er, Herr Stadtschreiber; ich meine, Er überlegt, wo Er den gefundenen Schatz am sichersten vergraben kann, ohne daß Seine Freunde daran Teil haben können.“

Friedrich lächelte vor sich hin. „An dem Schatze, Ackermann, den ich mir ergraben habe, hat keiner Teil — nicht einmal ich selber.“

„Wenig nützlich scheint mir das!“ sagte der Musiker in der ganzen Behaglichkeit seines nunmehr beruhigten Herzens; aber weil in der Stimme des andern etwas war, das garnicht nach Scherz klang, schwieg Jakob mit seinem gutmütigen Spotte. Dafür aber fing er den Bericht darüber an, was er mittlerweile erlebt

und bewirkt habe; mit dem heldenhaft zertrümmerten Wandspiegel begann er und kam sacht auf seine Freiersabsichten, um von Friedrich herauszuhorchen, was der wohl darüber denke. Als er aber seine Tugenden gar zu sehr anpries, konnte sichs Friedrich nicht versagen, ihm einen kleinen Schrecken, wie ein kaltes Sturzbad über den Kopf zu gießen und deutete an: daß die Christel sehr wohl um die galanten Abenteuer und Nachtmusiken der Kumpane wisse.

Da fiel bleiches Entsetzen über den kleinen Ackermann. Er hub an zu jammern und schwur, daß er niemals dabei etwas Böses getan oder gedacht habe, und nur der leichtblütige Colin sei an allem Schuld. Friedrich aber hatte ein heimliches Vergnügen daran, dem stachligen Jakob die Hölle ein wenig heiß zu machen, und erzählte, wie begossen Colin an jenem Abend von Sankt Alban heruntergekommen sei.

Der Musiker sah allgemach aus wie ein Mörder, dem die Häscher auf den Fersen sind. In großer Verzweiflung klammerte er sich an den Freund und beschwor ihn, für einen Augenblick mit hinaufzugehen zu Christinen: er müsse ihr alles erklären.

Und dann saßen sie in der Turmstube und

Christine hörte lächelnd das klägliche Gestotter des Messiaskomponisten an. Nickte dann freundlich und sprach:

„Deshalb hättest Du freilich nicht heraufzukommen brauchen, guter Jakob. Aber es ist mir lieb gewesen, daß Du mir alles so schön erzählt hast. Wenigstens weiß ich nun, wie die erschreckliche Sache zugegangen ist — — hatt' ich doch gemeint: des Traubenwirts Gottlieb hätte die Laute gezupft ..."

„Ha!!" brüllte der kleine Ackermann und wollte sich auf den Stadtschreiber stürzen.

Aber Christine fiel ihm in den Arm. „Daß Du so jäh wirst, ist sehr unnötig, Jakob. Denn daß Du nur wider Willen im Mondschein herumgeklimpert hast, will ich Dir aufs Wort glauben. Oder meinst Du, ich hielte Dich für einen Schürzenjäger? Ach Jakob — just so siehst Du aus ..."

Dabei nickte sie, schaute an dem Musiker herunter und ging in die Küche.

Endlich aber kam der strahlende Tag, der alles nach dem Schlosse Montabel führte, was es in der Umgegend an bemerkenswerten Leuten gab.

Wiewohl die Grafen Esp die edelsten und reichsten Herren in der weiten Runde waren, so lag doch, in kleinen Wäldern versteckt, in stillen Wiesen gewiegt, von schilfigen Weihern umspiegelt noch manches Schlößlein in dem ebenen Lande. Edelleute wohnten auch dort — aber sie waren unvermögend und hatten keine Gerichtsbarkeit und keinen Besitz, der sie mit der Stadt zusammengebracht hätte; deshalb kannte man sie drinnen kaum. Ihre Söhne standen als Offiziere in der glorreichen Armee des Preußenkönigs, ihre Töchter blühten sanft wie die Seerosen auf ihren Schloßteichen und welkten dann in einem adligen Stift langsam aus der Welt.

Das Gold der alten Wappen war merklich verblaßt und das flitternde Leben der großen Welt warf keinen Schimmer in diese alten Familien.

Deshalb stand eine große Enttäuschung in den prüfenden Augen der Gräfin Antoinette, als gegen Mittag eine schwerfällige Kutsche nach der anderen die Poststraße hergeschaukelt kam. Ein Glück, daß man sich bisher so zurückhaltend gezeigt hatte; denn mit den Leuten, die da aus den Staatskarossen kletterten, war verzweifelt wenig anzufangen.

Ach, Paris! Paris mit seinen glänzenden Salons — — freilich mischte sich dort mancher Abenteurer in die gute Gesellschaft und blendete. Aber: man war elegant, man wußte zu leben, man langweilte sich nie. Und hier nun kamen schwerfällige Deutsche mit groben Gesichtern; alte Herren, die nur die Jagd kannten; verblühte Frauen, die von Klopstock schwärmten und über des lustigen Hagedorn Gedichten bereits die Brauen bedenklich in die Höhe zogen; und junge Damen, die in ihrer blütenweißen Unwissenheit nur komisch waren.

Auf der Terrasse waren Lauben gebaut, und dorthin geleiteten die Lakaien alle Gäste — auch

die Gesellschaft aus der Stadt, die zuletzt kam und der Gräfin Linette noch ein wenig Freude brachte: denn die Städter waren frisch, lustig und gut angezogen.

Und nun schwebte Lila von Esp zwischen den Gästen, hielt ihren Fächer als einen Zauberstab in der Hand und verwandelte alle diese steifen und altmodischen Leute durch das große Gnadenwunder ihrer strahlenden Schönheit in geschmeidige, lachende, bewegte Jugend. „Die umgekehrte Circe ....“ tuschelte die Gräfin Antoinette ihrem Liebling, dem eleganten Berg, ins Ohr, „jene verwandelte die Gefährten des Odysseus in — Sie wissen schon; und diese — — pst!“ Friedrich lächelte ihr zu: Linette von Esp schien glücklicher Laune zu werden.

Sehr bunt und sehr lustig wurde dieses Fest. Mit Grazie verwirrte Lila die ausgeklügelte Ordnung, und als man sah, daß niemand in dem Kreise bleiben mußte, der ihm anfangs zugewiesen worden war, fanden sich geschwind alle zueinander, die sich kannten und vertrugen. Unter jeder von den Efeulauben wuchs eine lachende Schar zusammen, neckte sich herüber und hinüber und ließ eine fröhliche Lebendigkeit aufwachen.

Und als dann weit drüben im Park die Geigen zu singen anhuben, floß die leuchtbunte Gesellschaft flimmernd auseinander und rieselte über die hellen Wege. Friedrich stand mit den beiden Gräfinnen oben an der Brüstung. „Sie haben ein lebendiges Bild hingezaubert," sagte er glücklich, „das einen Fragonard entzücken würde! Sehen Sie diese Farben: dieser Herr im violetten Rock mit jener Dame im tiefroten Kleide — dazu die wundervoll sanftlinigen Frisuren in ihrem weißen Schimmer... Ja, unser Jahrhundert versteht sich darauf, den Genuß mit Grazie zu verbinden. Wie der blaue Himmel über den Marmorbildern steht, und wie er sich im Wasser spiegelt! Hören Sie den süßen Geigenklang? Wir sind so klug, in ein Weltalter hineingeboren worden zu sein, das zwar ein wenig frivol und vielleicht zu tändelnd ist, das sich aber von der geraden Linie des guten Geschmackes niemals einen Fehltritt erlaubt. Unsere Zeit — andere mögen gewaltiger gewesen sein — hat die wunderbarste, durchgeführteste Melodie."

Die Gräfin Tinette nickte gnädig: endlich hörte sie wieder einmal ein gescheites, gutgesprochenes Wort. Also winkte sie Friedrich erfreut zu und stieg die breite Freitreppe hinab,

um ſich ein wenig um die Gäſte zu bekümmern und um nachzuſchauen, ob genug Paare zur ſpäteren Quadrille zuſammenwären.

Friedrichs Tiefſinnigkeit war vor dieſem lachenden Farbenſpiel verflogen; er ſah zu Lila hinüber und erkannte die Heiterkeit in ihren goldbraunen Augen. „Wie leuchtende, purpurrote Herbſtblätter wirbelt uns der Wind zum Tanz —“ ſagte er in Erinnerung an ihre Worte; aber ſeine Stimme ſcherzte leicht über den wehmütigen Sinn hinweg, „wir wollen ſehen, Gräfin, wie lange das Schickſal uns ſo miteinander gehen läßt.“

Ein wenig lächelte Lila doch. „Gehen wir!“ ſagte ſie und legte ihre Hand in ſeinen Arm.

Nun blieben nur noch ein paar Herren auf der Terraſſe. Sie hatten ſich um den alten Grafen geſammelt, der mit gutmütig rotem Geſicht hinter ſeiner Weinflaſche ſaß, gewaltig ſchwadronierte und die fabelhafteſten Geſchichten aus der großartigen Stadt Paris zu berichten wußte. Unter der Edelkaſtanie ſaßen ſie, hatten die Stühle voll neugieriger Aufmerkſamkeit um den Erzähler gerückt und lauſchten mit genußhaft geneigten Puderköpfen ſeinen Abenteuern. Und was war dieſem famoſen Grafen alles begegnet! Ein wenig hatte Jakob im Vorbeigehen davon

aufgefangen und war in grenzenloses Erstaunen verfallen; also trat er sachte näher, horchte eine Weile und zog sich dann hingerissen einen Stuhl herbei.

„Ja, die Gicht, Messieurs!“ sagte Esp gerade, „sie ist an allem schuld. Oder was glauben Sie? Vorzeitig alt gemacht hat sie mich unglücklicherweise — aber früher, Messieurs, früher war ich ein Kerl, der seinesgleichen suchte. Sie lächeln? Hören Sie also eine kleine Geschichte! Allerdings, wenn ich eben sagte, daß ich meinesgleichen gesucht hätte, so muß ich sofort gestehen, daß es in den Pariser Salons doch einen gab, der mein Meister wurde. Und das war der entzückende und galante Herzog von Richelieu —“ Der Graf sah sich vorsichtig um, ob Linette etwa in der Nähe sei. „Der entzückende Richelieu also, der von sich sagen konnte, daß keine Frau der Welt ihm zu widerstehen vermöge. Und nun hören Sie die Geschichte, wie die wunderschöne Prinzessin von Valois dem Gouverneur der Bastille zweimalhunderttausend Livres zahlte — nur um das Vergnügen zu haben, den wegen eines Duells eingesperrten Herzog von Richelieu und Fronsac, Herrn von Ferté-Bernard etcetera, einmal zu sehen.“

Und dann dämpfte der luſtige Graf ſeine Stimme, um dieſe prachtvolle Geſchichte haargenau zu erzählen. Voll prickelnder Neugier rückten die Herren dicht an ihn heran, und auch der überaus tugendſame Meſſiaskomponiſt konnte nicht widerſtehen. So ſaß er und lauſchte und vergaß völlig, daß er aufpaſſen wollte wie ein Luchs, ob Chriſtine...

Sehr lange ſchritt Friedrich mit Lila von Eſp über die verſchlungenen Wege des Parkes und war froh und glänzend, wie in der Straßburger Zeit.

Die Sonne neigte ſich mählich hinter die Türme der fernen Stadt, und als das letzte rote Licht auf der flachen Kuppel des Schloſſes Montabel erloſch, fanden ſich Friedrich und die Gräfin zu einer ſchäferhaften kleinen Gruppe oben in dem Pavillon auf der Mauer. Colin ſaß neben Chriſtine und war ſelig über ihre weiche Heiterkeit. In dem weiten, wiegenden grünen Kleide ſaß Chriſtine — in dem Kleide, das ſie trug, als Colins ſchöne Schweſter damals wie eine Märchenprinzeſſin an ihr vorüberfuhr.

Jetzt ſchaute Lila ſie freundlich an und ſetzte ſich neben ſie; denn Lila wußte den Grund der wehmütigen Beſinnlichkeit, die bisweilen über

ihrem Bruder lag, und war darum bekümmert — immer vorbei ging das Leben auch an ihm, immer vorbei...

„Hast Du den Schatz gesucht, Friedrich?“ fragte Colin, „oder wo bist Du gewesen?“ Friedrich lächelte verneinend, aber Lila strich sich über die Stirn.

„Daß ich es fast vergaß, mein Freund!“ sprach sie langsam zu ihm und hatte unbewegte Augen, „so gut haben Sie mich unterhalten, daß ich nicht daran dachte; aber nun Colin von dem Schatze redet, erinnere ich mich.“ Sie nestelte an ihrem Armband und löste einen geschmeidigen Goldring heraus. „Da ist das Kettlein, das Sie mir in jener Stunde zum Aufbewahren gaben — hier geb' ich's Ihnen zurück.“

Und sie reichte ihm den feingliedrigen Schmuck, der jetzt zu einem Ringe zusammengeschlossen war.

Da neigte sich Friedrich Berg stumm und küßte ihre schmale Hand.

„Singen Sie wieder, Christine!“ bat Colin und gab dem Mädchen die Gitarre in die Hand.

Aber Christel sah auf ihre Schuhe und hatte ein leises Rot in den Wangen. „Nun sind alle meine lustigen Lieder gesungen und zu Ende —“ sagte sie.

„Singen Sie!“ ſagte auch Lila mit freundlicher Bitte.

Chriſtel blickte zu ihr auf. „Meine Lieder ſind zu ſchlicht für Sie, Gräfin; Damen lieben derlei Balladen kaum — man kennt ſie nur im Volke.“ Und nach einer ſchweigenden Sekunde: „Doch wenn Sie es wünſchen, Gräfin — eines weiß ich noch; aber es iſt ſehr lang —“

„Immerhin!“ ſagte Lila und legte die Hände in den Schoß.

Und Chriſtel begann mit ihrer ſüßen Stimme zu ſingen.

Es war einmal ein Zimmergeſell,
war gar ein friſches Blut,
er baut dem jungen Markgrafen ein Haus,
ſechshundert Schauläden hinaus.

Und als das Haus gebauet war,
legt er ſich nieder und ſchlief,
da kam des jungen Markgrafen ſein Weib,
zum zweiten und dritten Mal rief:

„Steh auf, ſteh auf, jung Zimmergeſell!
's iſt um die nächtige Stund,
haſt ja ſo wohl gebauet das Haus,
ſo küß mich an meinen Mund!“

Und als sie beide beisammen war'n,
sie meinten, sie wären allein,
da kam wohl der junge Markgraf her,
zum Schlüsselloch schaut er hinein.

„Und hast Du geküßt meine schöne Frau,
des Todes muß Du mir sein!
einen Galgen sollst Du Dir selber baun,
einen Galgen draußen am Rhein."

Und als der Galgen gebauet war,
sechshundert Schauläden hinaus,
von lauter Silber und Edelgestein
steckt er darauf einen Strauß.

Und als die Frau Markgräfin das vernahm,
ihren Knappen rief sie schnell:
„Mein Pferdchen sollst Du mir satteln bald,
Um den jung jung Zimmergesell!"

„Ihr Herrn, säht ihr alleine
die junge Markgräfin stehn,
würdet ihr sie halsen und küssen,
oder würdet den Kuß verschmähn?"

Sie sprachen: „Wir wollten sie küssen
und wollten sie freundlich umfahn."
„So hat auch der jung jung Zimmergesell
so Arges nicht getan."

Da ſprach der Markgraf ſelber: „Wohl,
wir wollen ihn leben lan,
iſt keiner doch unter uns allen hier,
der dies nicht hätte getan.“

Es wandert wohl der Zimmergeſell,
er wandert wohl über die Heid —
da ſteht des jungen Markgrafen ſein Weib
in ihrem ſchneeweißen Kleid.

Was zog ſie von ihrem Finger:
Von Gold ein Ringelein:
„Da hier, da hier, gut Zimmergeſell,
dabei gedenke Du mein!“

Was zog ſie aus ihrer Taſche gar ſchnell?
Viel hundert Dukaten aus Gold:
„Nimms hin, nimms hin, Du feiner Geſell,
nimms hin zu Deinem Sold!

Und wenn Dir der Wein zu ſauer iſt,
ſo trinke Malvaſier,
und wenn Dir mein —“

„— liebſte Chriſtine,“ ſagte Lila und ſtand ſchnell auf, „wir müſſen zu Tiſch.“

Erſt als der Mond um die Mitte der Nacht hinter den Wäldern hinſank, waren die Kutſchen aus den Toren des Schloſſes Montabel gerollt. Das Feuerwerk, das leuchtende Schlangen durch die dunkelblaue Luft geſchnellt hatte, war verziſcht; die bunten Lampen, in deren Lichte die rauſchende Fontäne geglüht hatte, waren verloſchen; die Geigen hörten auf zu ſingen und das Lachen verſtummte.

Die als Letzte gekommen waren, die Städter, brachen auch als Letzte auf. Lila von Eſp geleitete Chriſtinen ſelber zum Wagen und legte ihr ein Spitzentuch um die bloßen Schultern. „Ich denke, wir werden uns bald wiederſehen — — ich hoffe es.“

Chriſtel neigte den ſanften Kopf und dankte ſchweigend für der Gräfin Sorglichkeit.

Und dann waren ſie durch die ſternleuchtende Nacht gefahren und hatten Jakob bei den Schultern gehalten, damit er nicht von ſeinem Sitz heruntergerüttelt würde; denn Jakob Ackermann ſchlief beharrlich. Das kam, weil er ſehr viel Wein getrunken hatte bei des Grafen luſtigen Geſchichten, und weil er ſo ſcharf aufpaſſen mußte, ob er die Chriſtel nicht irgendwo ſähe...

Alſo wachte Jakob am andern Tage mit ſehr

sonderbaren Gefühlen auf. Gestern Abend, als er vom Tische aufgestanden war — er konnte sich daran noch vollkommen deutlich erinnern — war ihm gewesen, als sei sein Kopf eine große Kugel aus Seidenpapier, die durchaus in die Luft fliegen wollte, weil die Beine plötzlich abhanden gekommen waren; und heute morgen schien es ihm just umgekehrt, und er wollte in die Erde sinken vor lauter bleierner Schwere. Sehr in Zweifel aber geriet er, als er sich darüber klarzuwerden versuchte, wie es mit Christels Tugendhaftigkeit beschaffen gewesen sei, und ob er nun hinaufsteigen könne zu dem alten Grimbart, um mit ihm das ernste Wort zu reden. Der kleine Ackermann holte einen tiefsinnerlichen Seufzer aus seinem Busen. Überhaupt war ihm heute garnicht sehr nach Steigen zumute; und der Turm von Sankt Alban hatte gezählte einhundertundneununddreißig Stufen... überwältigend war das, schwindlig werden konnte einem. Jakob schlief wieder ein.

Und dann, als schon die schrägen Strahlen der Nachmittagssonne in der Stube lagen, machte er die Augen ein wenig auf und sah Colin neben dem Sofa sitzen. Da richtete er sich doch in die Höhe und sah den Junker fragend an. Der sagte:

„Bist Du schon wach, Schwärmer? Eine Stunde sitz ich hier und warte, daß Du aufhören sollst zu schnarchen — gestehe, daß dies wahre Freundschaft ist.“

„Hm.“

„Denn ich hätte eine delikate Sache mit Dir zu sprechen, Jakob.“

Nun spitzte der Musiker die Ohren, setzte die Füße auf den Boden und war plötzlich sehr aufgewacht.

„Ja — wegen der Christine. Du brauchst nicht hochzufahren — ich habe nichts damit zu tun. Nämlich: meine Schwester hat so großen Gefallen gefunden an der Christine, und meine Schwester langweilt sich rechtschaffen hier und möchte jemand um sich haben — meinetwegen als Freundin. Und sie dachte also, ob nicht die Christine auf ein paar Wochen —“

„Warum fragst Du deshalb mich?“ sagte der kleine Ackermann stachlig.

„Lieber Gott, ich meinte nur; denn ich glaube, daß —“

„Was hast Du gestern mit ihr gehabt?“

„Mit wem?“

„Donner! Mit der Christel!“

„Nichts!“ sagte Colin erstaunt, „was denkst Du? Mach mich nicht ärgerlich, Jakob. Du bist

ein Igel, ein abscheulicher Igel. Zusammengerissen hab ich mich, daß Du's nur weißt; und wenn ich geahnt hätte, daß Du mich obendrein noch anschreist, so hätt' ich mir nicht so viel Mühe gegeben, jawohl! Aber das hat man von seiner Tugend."

Sogleich fiel ihm Jakob um den Hals, wie er dies zu tun pflegte, wenn er gerührt wurde. „Colin, Edelmensch! Ich muß Dich umarmen, mein Pylades!"

„Es ist mir garnicht danach!" sagte der Graf mit Nachdruck und hatte eine wehmütige Falte um die Augen. „Gar nicht! Aber lassen wir das — — was soll nun aus dem Plan werden?"

„Meinetwegen, Bruderherz! Aber schweige davon, daß Du mit mir darüber geredet hast. Hörst Du?"

Am nächsten Tage fuhr der Wagen des Schlosses Esp durch das Stadttor herein. Er war glänzend blau lackiert und hatte geschnörkelte Goldborten. Zwei wundervoll dressierte Kutscher saßen auf dem Bock, und über den Hinterrädern standen kohlrabenschwarz die beiden kleinen Mohren, von denen der eine den blauen Sonnenschirm über die schöne Gräfin Lila hielt,

während der andere auf einem bunten Kissen Lindor und Azor balanzierte, die beiden Möpse.

Es gab einen Auflauf, als diese Märchenkutsche vor Sankt Alban hielt.

Sehr langsam stieg Lila die dumpfige, heiße Holztreppe hinauf und trat in die Stube. „Ich komme eher zu Ihnen, liebe Christel, als Sie gedacht hatten — nicht wahr?“

Christinen schoß das Blut in die Wangen, da sie den unvermuteten Besuch erkannte. Wie ein glänzendes Gestirn war Lila von Esp plötzlich in dem Leben der Freunde aufgegangen — dem einen war sie ein fernschimmerndes, lockendes Ziel, dem andern funkelte sie unheilkündend wie Saturnus, der Irrstern —

Nun saßen sie sich am Fenster gegenüber, und Lila sprach von der Bitte, die sie zu Christinen hatte.

Das blonde Mädchen hörte schweigend zu; als die Gräfin aber zu Ende war, schüttelte sie den Kopf. „Ich kann Ihnen Ihre Liebe nicht vergelten, Gräfin Lila. Ich kann's nicht; denn was sollte aus meinem alten Ohm Grimbart werden, wenn ich fort bin? Er wird noch früh genug einsam sein.“

Lila schaute sie fragend an und wußte nicht, wie sie diese letzten Worte deuten sollte.

„Und dann — es steht vieles zwischen mir und dem Schlosse Montabel, Gräfin.“

„Ich will Ihnen ferne halten, was Sie befangen macht.“

Christel hatte ein Zucken um die sanften Lippen. „Sie werden's nicht können, und ich will es auch nicht wünschen. Aber reden wir nicht weiter davon. Sie sind sehr freundlich zu mir und ich dank' es Ihnen von Herzen. Bei Ihnen bleiben kann ich nicht, aber wenn Sie mich rufen, will ich kommen.“

Lila schaute sie aus ihren goldbraunen Augen hell an, nickte und ging.

Als sie ihrem Bruder Colin erzählte, was Christel geantwortet hatte, zog sich dem eine steile Falte auf der Stirn zusammen. Die Schwester sah es und mußte lächeln: das hatte sie voraus gedacht.

„Man soll nicht über fremde Zäune blicken wollen, Colin.“

Da warf er ihr einen scharfen Blick aus den Augenwinkeln zu und sagte sehr beifällig und überzeugt: „Nein, liebe Schwester — das soll man ganz gewiß nicht.“ Und über den Ton, der in dieser Antwort lag, biß sich die schöne Lila von Esp auf die Lippe.

Der Juli war gekommen.

Schwerreife Ernteſtille lag ſchon über den Weizenfeldern, die ſich ſatt und braun über die Ebene deckten. Die Raſenflächen vor den Stadtwällen waren grau, hart und riſſig geworden in dieſer zehrenden Hitze, und auf dem matten Laube der Apfelbäume, die ſich neben der Poſtſtraße hinreihten, lag der Staub fingerdick und träge wie Meltau.

Und über all dieſer heißen Dürre ſtand ſeit Wochen ein mitleidlos blauer Himmel.

Nur wenn man auf der ſchattigen Wieſe ſaß, die den Weiher von Montabel umſchmiegte, war es ein wenig erträglicher, und deshalb hatte Colin den großen roten Gartenſchirm, der ſonſt auf der Terraſſe ſtand, in den Park hinunterbringen laſſen. Hier ſaßen ſie nun: Lila und ihr Bruder, Friedrich, Jakob, und bisweilen auch die ſtille Chriſtine, die herauskam, weil Lila ſanft

und ernſt zu ihr war und nie ein Wort ſprach, das Dornen hatte.

Ganz ſeltſam ſahen die braungebrannten Geſichter unter den weißen Toupets aus, und nur Lila und Chriſtel hatten ihre zarte Haut behalten. Bei der Gräfin fand man das natürlich, ſeitdem Friedrich einmal neckend geſagt hatte: er habe beobachtet, daß niemals ein Sonnenſtrahl in ihr Geſicht fallen dürfe, weil ſie neben dem Licht ihrer Augen kein anderes dulde. Aber um Chriſtel war Jakob beſorgt; immer ſchmaler und bleicher wurde ſie, und das blonde Haar, das ſie noch immer ungepudert und ſchlicht aufgeſteckt trug, ward mehr und mehr zum heiligen Scheine um das Haupt einer Madonna, die in heimlichem Schmerz aufſchaut zu den Bergen, von wannen der Friede kommt.

Und heute ließ auch Friedrich das Buch ſinken, aus dem er vorlas, und fragte: „Biſt Du krank, Chriſtel? So blaß habe ich Dich noch nie geſehen — ſeit ...“ Er vollendete den Satz nicht. Aber der Muſiker nickte zu ihm herüber und wußte wohl, woran Friedrich dachte: nur an jenem Abend war ſie ſo bleich geweſen, da der Sturm um Sankt Alban heulte und das Mädchen auf der Treppe ſtand und mit Schatten redete.

Christine schüttelte abwehrend den Kopf und sprach mit mühsamer Ruhe: „Es hat nichts zu bedeuten; nur die Hitze des Nachmittags — und mir liegt ein Gewitter im Blute. Es gibt Menschen, die sehr zu leiden haben dabei, und die wieder gesund sind, wenn es vorüber ist; mir zucken die Blitze schon stundenlang im Gehirn. Aber lies weiter, Friedrich."

Und Friedrich las weiter aus Thyrsis und Damons freundschaftlichen Liedern.

Aber da prallte der Wind herauf und bog die silberzitternden Bäume zischend vor sich her.

Schwarzblau, mit gelbgezackten Rändern, stieg eine drohende Mauer hinter der Stadt auf und wuchs heran. Nur der Wind brauste durch das plötzlich lastende Schweigen. Ein Ast krachte —

„Wir wollen hineingehen," sprach Colin hastig und voll quellender Unruhe; er raffte Bücher und Kissen zusammen und schritt voran.

Im Schloß lag schon die unheimliche Dämmerung des Gewitters und ungewisses Licht stand in den Stuben.

Oben im Musikzimmer saßen sie, schwiegen bedrückt und hatten heimlich Acht auf Christine, die beim ersten Blitzleuchten schweratmend im Sessel zurücksank.

Und nun rollte auch der nahende Donner aus den schwarzgeballten Wolken, riß bleischwere Tropfen aus der wüsten Masse und schmetterte sie gegen die Scheiben. Seltsam grün zuckten die jähen Lichter über den grollenden Himmel. Mit prasselnden Schilden rannten die schwarzen Riesen droben gegeneinander, schwangen blendende Schwerter und riefen, schrien, brüllten aus erzdröhnenden Kehlen.

Um Sankt Alban wehten die flatternden Blitze wie flammende Haare um das Haupt der Furie.

Wahnwitzig knatterte ein kalter Schlag über das Schloß und schütterte an den Mauern.

„Der Weiher!" gellte Christine und brach mit dem hereinstürzenden Donner in die Knie. Dicht in das weißspritzende Wasser war die Flamme gefahren.

Aber nun löste sich die wilde Gewalt in rauschenden Regen.

Friedrich trug die schneebleiche Christine nach dem Sofa. „Es hat in den Weiher geschlagen," murmelte sie, „mitten hinein in das schwarze Wasser, Friedrich. Nun liegt die weiße Flamme im Weiher von Montabel begraben, und ihre heiße Spur —"

Colin trat näher und beugte sich über die Verstummte. „Sie ist ja ohnmächtig ..."

gehabt hatten; auch die der Freude immer fremd geblieben waren; und auch die, um deren Sünden die Leute wußten. Denn was war ihnen allen geblieben von ihren Leiden und Freuden, von ihren Sünden und guten Taten? Nichts als ein grünes Grab. Alle lagen sie da nebeneinander, und es gab nicht Gut noch Böse, nicht Freund noch Feind. »Hier ruht in Frieden ...« stand auf den Steinen. In Frieden — ja, das war wohl das wichtigste. Wie kann einer über die Toten weinen? dachte Christel.

Sie trat leise in die Turmstube und bot dem Ohm einen guten Abend; und weil der das Gesangbuch in der Hand hielt, schwieg sie und machte sich um den Abendtisch zu schaffen.

Als aber auch hier oben der letzte Sonnenstrahl sacht verlosch, trat Christine zu dem alten Organisten und wollt' ihm sagen, daß das Essen gerichtet sei.

Da sah sie, daß sich ihm über die Stirn zum linken Auge herunter eine feine blaue Linie schlängelte, die just aussah, wie ein Blitz —

Und es war ein großes Schweigen in dem Raum.

Langsam nahm das Mädchen dem Alten das Gesangbuch aus der Hand und legte es auf den

Tiſch. »Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud« hatte er gerade geleſen, als der Tod mit barmherzig ſchnellem Finger an ſeine Stirn rührte.

Geh aus mein Herz und ſuche Freud ... So friedevoll ſaß er in dem großen Lehnſtuhl, hatte den weißen Kopf ein wenig geneigt und ſchien nachdenklich zu ſein über ſein Lied »Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud«.

„Amen!" ſagte das Mädchen und drückte die Fenſter weit auf. Das ſollte gewißlich geſchehen, daß ſein Herz nach freudevollen Gärten ging.

Mit leiſen Schwingen zog die dämmernde Nacht durch die Stube. Unten in der Stadt wurden die Lichter angetan; aber von Sankt Alban flimmerte heute kein Strahl hinaus. Denn Chriſtine ſaß dem toten Organiſten gegenüber am Fenſter und ſah in ſein liebes, gütiges, bleiches Antlitz, bis die tiefe Dunkelheit zwiſchen ihnen ſtand.

Und Chriſtine weinte nicht. Wie kann einer über die Toten weinen? Der ſtille Mann im Lehnſtuhl hatte den großen Frieden gefunden; den großen Frieden, der auf alle Menſchen wartet, wie das ewige Weltmeer auf die Wäſſerlein, die aus ihm ſteigen und nach langer Bahn doch wieder in ſeinen Schoß zurückſinken.

während der andere auf einem bunten Kissen Lindor und Azor balanzierte, die beiden Möpse.

Es gab einen Auflauf, als diese Märchenkutsche vor Sankt Alban hielt.

Sehr langsam stieg Lila die dumpfige, heiße Holztreppe hinauf und trat in die Stube. „Ich komme eher zu Ihnen, liebe Christel, als Sie gedacht hatten — nicht wahr?"

Christinen schoß das Blut in die Wangen, da sie den unvermuteten Besuch erkannte. Wie ein glänzendes Gestirn war Lila von Esp plötzlich in dem Leben der Freunde aufgegangen — dem einen war sie ein fernschimmerndes, lockendes Ziel, dem andern funkelte sie unheilkündend wie Saturnus, der Irrstern —

Nun saßen sie sich am Fenster gegenüber, und Lila sprach von der Bitte, die sie zu Christinen hatte.

Das blonde Mädchen hörte schweigend zu; als die Gräfin aber zu Ende war, schüttelte sie den Kopf. „Ich kann Ihnen Ihre Liebe nicht vergelten, Gräfin Lila. Ich kann's nicht; denn was sollte aus meinem alten Ohm Grimbart werden, wenn ich fort bin? Er wird noch früh genug einsam sein."

Lila schaute sie fragend an und wußte nicht, wie sie diese letzten Worte deuten sollte.

„Und dann — es steht vieles zwischen mir und dem Schlosse Montabel, Gräfin.“

„Ich will Ihnen ferne halten, was Sie befangen macht.“

Christel hatte ein Zucken um die sanften Lippen. „Sie werden's nicht können, und ich will es auch nicht wünschen. Aber reden wir nicht weiter davon. Sie sind sehr freundlich zu mir und ich dank' es Ihnen von Herzen. Bei Ihnen bleiben kann ich nicht, aber wenn Sie mich rufen, will ich kommen.“

Lila schaute sie aus ihren goldbraunen Augen hell an, nickte und ging.

Als sie ihrem Bruder Colin erzählte, was Christel geantwortet hatte, zog sich dem eine steile Falte auf der Stirn zusammen. Die Schwester sah es und mußte lächeln: das hatte sie voraus gedacht.

„Man soll nicht über fremde Zäune blicken wollen, Colin.“

Da warf er ihr einen scharfen Blick aus den Augenwinkeln zu und sagte sehr beifällig und überzeugt: „Nein, liebe Schwester — das soll man ganz gewiß nicht.“ Und über den Ton, der in dieser Antwort lag, biß sich die schöne Lila von Esp auf die Lippe.

Christine schüttelte abwehrend den Kopf und sprach mit mühsamer Ruhe: „Es hat nichts zu bedeuten; nur die Hitze des Nachmittags — und mir liegt ein Gewitter im Blute. Es gibt Menschen, die sehr zu leiden haben dabei, und die wieder gesund sind, wenn es vorüber ist; mir zucken die Blitze schon stundenlang im Gehirn. Aber lies weiter, Friedrich."

Und Friedrich las weiter aus Thyrsis und Damons freundschaftlichen Liedern.

Aber da prallte der Wind herauf und bog die silberzitternden Bäume zischend vor sich her.

Schwarzblau, mit gelbgezackten Rändern, stieg eine drohende Mauer hinter der Stadt auf und wuchs heran. Nur der Wind brauste durch das plötzlich lastende Schweigen. Ein Ast krachte —

„Wir wollen hineingehen," sprach Colin hastig und voll quellender Unruhe; er raffte Bücher und Kissen zusammen und schritt voran.

Im Schloß lag schon die unheimliche Dämmerung des Gewitters und ungewisses Licht stand in den Stuben.

Oben im Musikzimmer saßen sie, schwiegen bedrückt und hatten heimlich Acht auf Christine, die beim ersten Blitzleuchten schweratmend im Sessel zurücksank.

Und nun rollte auch der nahende Donner aus den schwarzgeballten Wolken, riß bleischwere Tropfen aus der wüsten Masse und schmetterte sie gegen die Scheiben. Seltsam grün zuckten die jähen Lichter über den grollenden Himmel. Mit prasselnden Schilden rannten die schwarzen Riesen droben gegeneinander, schwangen blendende Schwerter und riefen, schrien, brüllten aus erzdröhnenden Kehlen.

Um Sankt Alban wehten die flatternden Blitze wie flammende Haare um das Haupt der Furie.

Wahnwitzig knatterte ein kalter Schlag über das Schloß und schütterte an den Mauern.

„Der Weiher!" gellte Christine und brach mit dem hereinstürzenden Donner in die Knie. Dicht in das weißspritzende Wasser war die Flamme gefahren.

Aber nun löste sich die wilde Gewalt in rauschenden Regen.

Friedrich trug die schneebleiche Christine nach dem Sofa. „Es hat in den Weiher geschlagen," murmelte sie, „mitten hinein in das schwarze Wasser, Friedrich. Nun liegt die weiße Flamme im Weiher von Montabel begraben, und ihre heiße Spur —"

Colin trat näher und beugte sich über die Verstummte. „Sie ist ja ohnmächtig ..."

gehabt hatten; auch die der Freude immer fremd geblieben waren; und auch die, um deren Sünden die Leute wußten. Denn was war ihnen allen geblieben von ihren Leiden und Freuden, von ihren Sünden und guten Taten? Nichts als ein grünes Grab. Alle lagen sie da nebeneinander, und es gab nicht Gut noch Böse, nicht Freund noch Feind. »Hier ruht in Frieden ...« stand auf den Steinen. In Frieden — ja, das war wohl das wichtigste. Wie kann einer über die Toten weinen? dachte Christel.

Sie trat leise in die Turmstube und bot dem Ohm einen guten Abend; und weil der das Gesangbuch in der Hand hielt, schwieg sie und machte sich um den Abendtisch zu schaffen.

Als aber auch hier oben der letzte Sonnenstrahl sacht verlosch, trat Christine zu dem alten Organisten und wollt' ihm sagen, daß das Essen gerichtet sei.

Da sah sie, daß sich ihm über die Stirn zum linken Auge herunter eine feine blaue Linie schlängelte, die just aussah, wie ein Blitz —

Und es war ein großes Schweigen in dem Raum.

Langsam nahm das Mädchen dem Alten das Gesangbuch aus der Hand und legte es auf den

Tisch. »Geh aus, mein Herz, und suche Freud« hatte er gerade gelesen, als der Tod mit barmherzig schnellem Finger an seine Stirn rührte.

Geh aus mein Herz und suche Freud ... So friedevoll saß er in dem großen Lehnstuhl, hatte den weißen Kopf ein wenig geneigt und schien nachdenklich zu sein über sein Lied »Geh aus, mein Herz, und suche Freud«.

„Amen!" sagte das Mädchen und drückte die Fenster weit auf. Das sollte gewißlich geschehen, daß sein Herz nach freudevollen Gärten ging.

Mit leisen Schwingen zog die dämmernde Nacht durch die Stube. Unten in der Stadt wurden die Lichter angetan; aber von Sankt Alban flimmerte heute kein Strahl hinaus. Denn Christine saß dem toten Organisten gegenüber am Fenster und sah in sein liebes, gütiges, bleiches Antlitz, bis die tiefe Dunkelheit zwischen ihnen stand.

Und Christine weinte nicht. Wie kann einer über die Toten weinen? Der stille Mann im Lehnstuhl hatte den großen Frieden gefunden; den großen Frieden, der auf alle Menschen wartet, wie das ewige Weltmeer auf die Wässerlein, die aus ihm steigen und nach langer Bahn doch wieder in seinen Schoß zurücksinken.

und hatten erreicht, daß über ihre stille Schwermut schon wieder ein süßer Schimmer gefallen war von jener seltsamen und unirdischen Heiterkeit, von der man nicht erkennen konnte: stand sie dem Frohsinn oder der Trauer näher.

Jakob sah den Stadtschreiber, als er geendet hatte, mit einem Blick voll dankbaren Glückes an und blickte dann verstohlen zu Christinen, die über der Nachricht die Augen gesenkt hatte. „Ich denke," sagte er, „wir machen es so: ich will in unserem Hause wohnen bleiben, bis — nun, man wird sehen. Und wenn Christine mag, soll sie wieder in den Turm hinaufziehen, wo doch alles geblieben ist, wie es war. Der sonntägliche Weg zur Orgel ist für mich quer über den Markt nicht weiter, als über die hundertundneunundreißig Stufen des Turmes."

„Ja!" sagte Friedrich und lächelte deutsam, „es ist Dir immer schwer geworden, die Wendeltreppe hinaufzusteigen..." Worauf der kleine Musiker ihm einen bedrohlichen Blick zuwarf und einen roten Kopf bekam. Aber Christine war glücklich über diesen Vorschlag und wohnte schon am nächsten Tage wieder in Sankt Alban — sehr einsam und still, aber in heiterer Ruhe und Ungetrübtheit; denn wenn sie einen Kummer

hatte, so verschloß sie ihn scheu und konnte ihn niemandem offenbaren.

Jakob dagegen erklärte dem Stadtschreiber, daß ihm nun eigentlich garnichts anderes übrig bleibe, als: das Mädchen zu heiraten; denn sein gutes Herz brächt' es nicht über sich, sie aus dem Turm zu verjagen, und andererseits müßte er doch nun von Amts wegen oben wohnen, und diese beiden Sachen ließen sich eben nur auf eine Weise miteinander verbinden... Das klang sehr klar und glaublich — als aber Friedrich fragte, wann der Musiker nun endlich einmal reden wolle, kroch der hinter die Ausrede, daß Christine noch Trauerkleider trage und er deshalb warten müsse. Aber dann...

„Natürlich!" sagte Friedrich mit einem ganz infamen Ton, der abermals einen kleinen Wutanfall bei Jakob Ackermann bewirkte.

Als Christine zum ersten Male wieder lachte, meinten die Freunde: jetzt müsse sie wieder Freude haben an dem bunten Leben, das im Schlosse Montabel glänzte. Deshalb stieg Friedrich eines Tages zu ihr hinauf und dachte sie mit hinüberzunehmen.

Es war ein windzerrissener Nachmittag, wie

lockende Herbst — aber es wird eine kalte und einsame Winterzeit kommen, in der alles fröhliche Jagen verweht ist. Was wirst Du dann tun?"

„Sterben, wie alle Sommerlust!" sagte Friedrich und schritt mit klirrenden Sporen aus dem Zimmer.

Christine aber blieb schweigend am Fenster und schämte sich, weil eine Träne ihr ins Auge kam.

Neben Lila von Esp trabte Friedrich durch den Herbstwald.

Die hellen Stämme der Buchen standen wie ein lichter Dom, aber kein Gesang hallte darin empor. Nur das Rauschen des Windes lief über die gelben Wipfel und ließ welke Blätter müde zur Erde schweben.

In der großen Stille zog Lila die Zügel an und ließ die Stute Schritt gehen. „Mir ist, als müßt' ich durch den sterbenden Wald langsam reiten. Langsam sollen die Pferde gehen wie vor einem schwerschwarzen Trauerzuge. — So klar ist alles in dem hellen Gelb, so schuldlos klar! Merkwürdig: wissen Sie, Berg, an wen mich dieser Herbstwald erinnert? An Christine! Lächeln Sie nicht. Hat sie nicht das gleiche Gold im Haar

wie diese Buchen? Ist ihr Leib nicht schlank und hell und rein wie diese Stämme? Liegt in ihren Augen nicht der glasblaue, tiefe Schimmer dieses Himmels? Und vor allem, Friedrich —: ruht nicht diese grenzenlose Entsagung des unausweichlichen Hinüberträumens in ihrem Wesen? Nicht erst mit dem Tode des alten Grimbart ist sie so, mein Freund ... und ich denke oft darüber nach; aber mir fällt keine Antwort ein auf meine Frage."

Friedrich sah sie von der Seite an. Im tiefroten Kleide saß sie königlich zu Pferde, das niedrige Haar unter dem Dreispitz zusammengesteckt. Und er sprach langsam: „Sollten Sie diese Antwort wirklich nicht finden können, Lila?"

Die blasse Gräfin wandte sich nach ihm. „Sie sagen das in einem sehr seltsamen Tone, mein Freund."

„Das macht: ich kann in den Herzen der Menschen lesen, Gräfin — auch wenn sie lügen. Auch Gräfinnen lügen, Lila — aber ich lese doch in ihrem Herzen. Ich kann das, denn ich habe den Schlüssel gefunden zu der Tür, hinter der der Stein der Weisen verborgen liegt."

„Was hilft Ihnen der Schlüssel, wenn die Tür fehlt?"

Er legte seine Hand streichelnd auf den Kopf des Pferdes. „Es ist nicht der Schlüssel allein! Ein ganz kleines, feines Goldkettlein hing an ihm, und das trag' ich da an meiner Hand. Manchmal, wenn die schlanken Glieder dieses Ringes in der Sonne glänzen, dünkt mich, als ob ich in ihren Strahlen dennoch den Weg sähe, der zu dem höchsten Gute führt."

Lila schüttelte den Kopf. „Es gibt kein höchstes Gut, das man erfassen kann, mein Freund. Denn das Höchste, was der Weltgeist je ausgedacht hat, ist nicht mit Händen zu greifen: die Vergänglichkeit. Sie ist das letzte Ziel der Weltvernunft, denn ohne sie stünde die Schöpfung in stummer Starrheit."

Friedrich schwieg.

Gedankenvolle Worte sprach die blasse Lila von Esp, Worte, die sie nicht in der flitternden Hauptstadt Frankreichs gehört haben mochte. Und sie hatte blasse Lippen, die wehmütig lächelten und weinten — zu gleicher Zeit, denn in ihrer Unbewegtheit lag beides. Das war wieder jenes Lächeln der Erkenntnis, mit dem die Gräfin alle Schönheiten dieser Welt an sich vorbeiziehen sah — vorbei, immer vorbei.

„Zurück!" sprach Lila und wandte das Pferd.

„Nie mehr will ich im Herbſtwalde dem Abend entgegenreiten, nie mehr. Denn meine Seele ſchaudert vor dem Sterben ringsumher, und kniet doch vor dem hinwelkenden Glanz der Erde. Was ſind wir anderes als leuchtende Blätter, luſtig im Tanz des Windes, und doch vom Leben gelöſt und ſterbend? Wir kehren heim — jetzt und unſer ganzes Leben lang.“

So ritten ſie durch den Dämmerwald nach Hauſe.

Als die graue Mauer von Montabel im Abendduft auftauchte, zog Friedrich ein Buch aus der Taſche und gab es der Gräfin. „Sie haben's mir vor Wochen geliehen, hier iſt es mit Dank zurück. Ich — ich habe etwas hineingeſchrieben. Wir Deutſchen ſind ſonderbare Menſchen; immer wenn wir empfindſam werden, fällt uns ein Gedicht ein. Ich bitte: ſchweigen Sie darüber.“

Lila nickte.

Und in dieſer Nacht ſaß die ſchöne Gräfin von Eſp am Fenſter und blätterte in dem kleinen Buche. Die Kerze ſtand auf dem Fenſterbort und leuchtete auf die feinen Kupfer, leuchtete auf die ſchmalen Hände, die das Buch hielten, ſtrahlte matten Schein um das Haupt der Gräfin. Schön war Lila von Eſp und blaß. Blaſſe Lippen hatte

sie, und goldbraune Augen unter dunklen Bogen; und in dem weißen Haar glühte eine schwermütig rote Rose. Auf der letzten Seite des Buches las Lila das »Lied vom Wind«.

Sieh, wie stille der Mond am Himmel geht!
Nimmer, ach, kennt er des Herzens,
Nimmer des liebenden Herzens
Kummer und Lust.

Silberwolken bewegt der Nachtwind sanft,
Ruhelos eilen sie weiter,
Ruhelos wie meiner Seele
Nächtlicher Traum.

Windgleich treibt uns das Leben über die Welt.
Heute noch weil' ich bei Dir, doch
Morgen schon weht mich das Schicksal
Spurlos hinab.

Einst, ach, Lila, dereinst, wenn das Grab mich deckt,
Gleit' ich auf leiseren Flügeln
Mondglanzumflossen zu Dir und
Klage im Wind.

Lange saß Lila gedankenvoll und hörte auf das Lied, wie es aus den Nachtwipfeln rauschte.

In dieſer Stunde war es ihr, als ob vielleicht das Leben einmal nicht an ihr vorbeigehen wolle, als ob es möglich ſei, daß ihr Herz einmal bleiben könne — irgendwo, zu kurzer Raſt.

Zu kurzer Raſt — ſie ſtützte das Haupt in die Hand und ſchaute in die Nacht. Da war es wieder, das Wort voll Erkenntnis und Schweigen: zu kurzer Raſt. Heute noch bin ich bei Dir, doch morgen ſchon —

Über den Kies des Weges kam ein leiſer Schritt.

Sie ſtand auf und beugte ſich aus dem Fenſter. Colin ſtand unten.

„Du biſt noch wach, Lila? Ich will zu Dir hinaufkommen.“

Sie nickte und ging an die Tür, um zu öffnen. Colin trat ein und ſetzte ſich neben die Schweſter auf das Sofa; er ſah müde und zerſonnen aus wie einer, der ſich von einem anderen das Schwert leihen will, um den rätſelhaften Knoten einer Frage zu zerhauen, mit der er allein nicht fertig wird. Er ſuchte eine Weile nach dem Anfang und ſagte dann: „Haſt Du Dich nicht gewundert, daß ich in den letzten Wochen ſo zaghaft und ſtumm geweſen bin, Lila?“

„Ich wundere mich ſehr ſelten, mein Bruder.“

Als der erste Schnee fiel und hartnäckig auf der gefrorenen Erde liegen blieb, lief der Herr Stadtorganist Jakob Ackermann wütend in seinem Zimmer auf und ab. Ganz besonders stachlig sah er heute aus, denn die beiden widerborstig senkrecht gedrehten Locken über seinen Schläfen waren diesmal schlechter geraten als je und starrten rebellisch vom Kopf weg wie zwei Hörnlein, die alles aufspießen möchten, was ihnen in die Quere kommt. Der Grund für diese mißratene Frisur und somit für die Stachligkeit überhaupt war die niederträchtige Kälte, oder vielmehr der Kamin, der unglaublich viele dicke Buchenscheiter verschlang und zum Dank für diese Pflege alle Wärme zum Schornstein hinausblies, anstatt sie gehörig durch die Stube wallen zu lassen.

Ja, es war ein Elend. Als man noch einfacher Musiker gewesen war, konnte man diese Unbot-

mäßigkeit allenfalls noch dulden. Aber jetzt saß man in Amt und Würden; man war Stadtorganist — und deshalb konnte man wenigstens verlangen, daß das Zimmer ordnungsgemäß erwärmt wurde. Lächerlich war es, rein lächerlich, daß hier in diesem niedrigen Hause der Kamin nicht heizen wollte, wo doch sogar auf dem windumpfiffenen Turm von Sankt Alban der große Kachelofen stets ungemein freundlich und freigebig aus seiner Ecke glänzte.

Aber das kam davon! Warum hatte Jakob Ackermann nicht schon längst seine Siebensachen aufgepackt und war ausgewandert auf die Höhe, von der aus man mit berechtigtem Hochmut auf alles menschliche Gekreuch herunterblicken konnte? Wo man einen warmen Kachelofen besaß? Wo man sich nicht zu ärgern brauchte?

Jaso — die Christel...

Dreimal heiliger Kreuzdonner! So konnte das nicht weitergehen: ganz blaufrostige Finger bekam einer in dieser Moderhöhle.

Jakob kniete schnaubend vor dem Feuerloch nieder und warf ein Scheit nach dem andern in die Glut. Anders mußte das werden — ganz anders. Man würde einfach...

Der kleine Ackermann stand plötzlich auf, trat

langsam und feierlich vor den neuen Spiegel und betrachtete sich. So also schaute ein Mensch aus, der eben einen weltbewegenden, unwiderruflichen Entschluß gefaßt hat. Hm...

Und jetzt zog sich Jakob Ackermann den Hausrock vom Leibe, warf den weißleinenen Pudermantel über die Schultern, setzte sich vor den Spiegel und begann, sich noch einmal zu frisieren; aber diesmal tat er es mit ungewöhnlicher Geduld und Sorgfalt und war nach einer halben Stunde hochbefriedigt von dem Werk seiner Hände. Dann sperrte er den Schrank auf und langte seinen neuen, ganz himmelblauen Rock daraus hervor, der silberne Borten und große schwarze Samtknöpfe hatte. Dazu zog er schwarze Beinkleider an und weiße Strümpfe und glänzende Schnallenschuhe.

Nun war er fertig und bereit, einen großen, schweren Gang zu tun, der doch ein recht gefährliches Unternehmen war. Jakob sah giftig zu dem Kamin hinüber und dachte, daß dieser an allem schuld sei; weil er sein Zimmer nicht heizte. Er nickte gedankenvoll mit dem frischgepuderten Haupt: e minimis maxima crescunt...

Einen kurzen Blick warf er im Hinausgehen noch zurück — und kehrte geschwind um: richtig,

faſt hätte er das vergeſſen! Lief alſo an den Tiſchkaſten und kramte einen dicken Papierſtoß daraus hervor; den packte er mit zärtlicher Sorgfalt ein und nahm ihn unter den Arm.

Dann aber ſtapfte Jakob Ackermann mutig und entſchloſſen über den verſchneiten Markt und erſtieg den Turm von Sankt Alban; gezählte einhundertundneunundneunzig Stufen waren es, und man konnte ein gehöriges Herzklopfen bekommen davon.

Oben fand er Chriſtine, wie ſie gerade drei Bratäpfel aus der Röhre des Kachelofens nahm.

„Prachtvoll riechen ſie!“ ſagte er ſchnuppernd, „prachtvoll! Tja — wenn einer natürlich einen ſo ſchönen Kachelofen hat ...“

Chriſtine lachte und legte ihm einen von den Bratäpfeln auf den Teller. Jakob dankte, nahm ihn zwiſchen die ſpitzen Finger — und verbrannte ſich.

„Lache nicht, Chriſtel!“ ſagte er ſtrafend, „ich bin genug vom Unglück verfolgt — da, fühl' einmal, wie kalt meine Hände ſind.“

„Aber einen roten Kopf haſt Du doch!“

„Den hab' ich immer,“ ſprach er und wäre beinahe verlegen geworden, „aber Du kannſt mir glauben: es gibt nichts unangenehmeres, als

wenn ein Klavierspieler oder gar ein Stadtorganist kalte Finger hat. Und das kommt nur daher, daß unten in den elenden Stadthütten die Kamine nicht in Ordnung sind, jawohl! Und wie soll ich da unten mit meinen steifen Händen und meinem eingefrorenen Gehirn dies hier fertig komponieren?" Er wickelte den Umschlag von seinem Paket und legte das gewichtige Messiasmanuskript vor sie auf den Tisch. „Stell' Dir vor, Christel, daß Du die vielen Blätter auch nur abschreiben solltest, nur abschreiben! Und was ist es erst für eine Leistung, die Musik auch selber zu machen!"

Sie nickte bewundernd und betrachtete kennerhaft die Noten. „Das hier muß schön sein — willst Du mir's vorspielen?"

„Nein," sagte der kleine Ackermann und zupfte in heimlicher Aufregung an den gekräuselten Spitzen, die sich um seine Handgelenke wellten, „eigentlich bin ich nicht deshalb heraufgekommen, Christine. Du kannst mir glauben, daß mir der Gedanke kam, weil ich gar so erbärmlich fror in meiner Stube; und ich dachte, daß es bei Dir hier oben gewiß schön warm und freundlich sein würde. Es ist überhaupt immer so lieb und freundlich, wo Du bist — man sieht das ein,

wenn man immer so allein ist wie ich, und niemanden um sich hat."

„Aber Du hast doch Deine Eltern?" fragte das Mädchen ein wenig betroffen.

„Ja, freilich!" Jakob wand sich verzweifelt in seiner großen Verlegenheit. „Natürlich hab' ich meine Eltern. Aber es ist doch immer nicht —" Und da fuhr er von seinem Stuhl in die Höhe und fing an, im Zimmer herumzurennen. „Donner und Hagel! Willst Du mich zu Tode fragen? Merkst Du denn nicht, daß ich extra Deinetwegen meinen neuen Rock angezogen habe, der ganz himmelblau ist und silberne Borten hat und schwarze Samtknöpfe? Den trag' ich unverrichteter Dinge nicht wieder die hundertneunundreißig Stufen hinunter. Heraus muß es! Eins — zwei — drei — —: Christel! Ich will Dich heiraten!"

Dieses war die Liebeserklärung und der Heiratsantrag, den Jakob Ackermann, Stadtorganist und Messiaskomponist, der blonden Christine vorbrachte.

Und dann sank er auf seinem Stuhl zusammen und stocherte wild in dem gebratenen Apfel herum, damit er dem Mädchen nicht in die Augen sehen müßte. Die Dohle Bertram saß auf dem Schrank,

eigentlich war es ein Allegro ma non troppo, aber weil ihm sein gutes Kinderherz gar so glückselig hüpfte, glich sein Spiel eher einem Furioso und er präludierte etwas lauter, als unbedingt nötig gewesen wäre. Deshalb hörten sie auch nicht, daß einer die Treppe heraufknarrte, und waren also baß erstaunt, als Colin hereintrat.

„Mitten in ein zärtliches Duett muß ich hineinplatzen," sagte der Junker und warf Hut und Mantel über die Stuhllehne, „aber laß Dich nicht stören, Jakob, ich will still sein wie eine gut erzogene Kirchenmaus."

Der himmelblaue Organist nickte und wandte sich wieder seiner Musik zu. Er ließ die Posaunen dröhnen und die Erzengel im ewigen Chore singen und ergoß ein großes Wohlbehagen auf die Erde, gerade wie es ihm ums Herz war.

Aber nach einer Zeit fühlte er, daß hinter ihm irgend eine heimliche Unheimlichkeit sein müsse und drehte sich um.

Da saß Christine völlig versunken auf ihrer Bank und hatte Augen, an denen man erkennen konnte, daß ihre Gedanken abwesend seien und sie nicht merkte, was um sie geschah. Aber der entsetzliche Colin saß dicht neben ihr und hielt ihre Hand in der seinen!

Der Stadtorganist Jakob Ackermann machte große Augen bei dieser Entdeckung. „Oho!“ sagte er dräuend und wie ein aufziehendes Gewitter.

Christel fuhr in die Höhe, zog ihre Hand schnell von Colin weg und wurde sehr rot dabei. Der Graf aber lachte halb verlegen und halb spöttisch. „Bist Du müde, Jakob?“

„Nein!!“ sagte der mit bedeutendem Nachdruck, „sehr gelenkig sind mir die Hände. Sehr! Höre, Bruder Colin, was hast Du mit Christinen zu schaffen? Das kommt mir recht sonderbar vor.“

Der Junker warf ihm einen scharfen, schnellen Blick zu, aber er sagte artig und in großer Freundschaft: „Christine wird's mir ja erlauben, in ihrer Stube neben ihr zu sitzen, — auch wenn zufällig ein Dritter dabei ist.“

„Was?“ rief da der Organist und rollte seine blauen Augen, „wie? Zufällig ein Dritter? Der Zufällige bist Du, verstehst Du wohl? Und was die Stube angeht, so ist das meine Stube! Hörst Du? Meine Stube — so mein, daß ich sogar jeden hinauswerfen kann, der mir nicht paßt!“

Am Nachmittage rannte Jakob Ackermann in seinem Zimmer hin und her, war so aufgeregt, daß er die Kälte garnicht mehr spürte und dachte

sich in eine noch größere Aufregung hinein. — Das hatte ihm sein guter Engel zugeflüstert: daß er sich plötzlich herumdrehen und den Grafen überraschen sollte.

Natürlich! Jakob Ackermann war nicht so dumm, wie manche Leute wohl dachten. Und gerade heute hatte er den klügsten Augenblick erpaßt. Nette Dinge hatte er gesehen; Dinge, die man ihm wohl gern verheimlicht hätte.

Siebentausend höllische Teufel! Jetzt wurd' es ihm auch klar, warum die Christel ihn vertröstet hatte bis zum Frühling. Natürlich glaubte sie, daß bis dahin Colin —

Aber plötzlich lachte Jakob laut heraus. Ein großer Esel bist Du, Ackermann! Glaubst Du wirklich, daß die süße, blonde, klare Christine solche Netze stellt? Nein, das war ein ganz unsinniger Gedanke, und Jakob schämte sich, daß er überhaupt darauf verfallen konnte.

Also war es Colin, der da im Trüben fischte! Der schöne Graf Colin von Esp war es. Seinen Freund hatte er betrügen wollen, Christine hatte er verführen wollen — dieser Erzschurke, dieser Intrigant. Den Schädel mußte man ihm einschlagen!

Allerdings — und eigentlich — der Junker

konnte nicht wiſſen, wie es mit Jakob ſtand; denn man mußte zugeben, daß ſich der Herr Stadtorganiſt in der letzten Zeit recht wenig um das Mädchen gekümmert hatte — äußerlich, ſelbſtverſtändlich, nur äußerlich; denn im Herzen... aber das konnte Colin nicht wiſſen.

Oder war es vielleicht doch die Chriſtel?

Verrückt würde Jakob Ackermann noch werden, wenn ſich ſeine Gedanken ſo weiter verwirrten. Nein, er mußte Klarheit ſchaffen und befreiende Tat tun. Hin und her rannte der Muſiker in ſeiner konfuſen Verzweiflung, immer ſchneller und hitziger, ſo daß ihm der Haarbeutel um den Kopf flog und der Puder ſtäubte.

Eine Tat! Ganz mechaniſch griff er nach dem Streuſandfäßlein und faßte den neuen Wandſpiegel ins Auge. Aber dann merkte er ſeine Torheit und ſchüttelte den Kopf. Das war eine ernſtere Sache, und mit einem zerbrochenen Spiegel konnte da nicht abgeholfen werden. Eine nachdenkliche Ruhe kam plötzlich über Jakob; er kreuzte die Arme über der Bruſt und trat ans Fenſter.

Da ſtand er lange und ſtarrte in den rieſelnden Flockenfall, und die Dämmerung, die ſich ſacht auf die weiße Welt ſenkte, fiel auch auf ſein Geſicht;

ganz steif und aufgerichtet stand er dort, und seine Augen wurden immer finsterer. Jakob Ackermann hatte sich in eine zornige Verbitterung hineingedacht und vergaß darüber die geringe Ursache.

Wahrhaftig — er hatte sich lange genug herumgequält; und nun er sich am Ziele glaubte, kam ihm diese höhnende Verwirrung in den Weg.

Der Musiker warf den weiten Mantel über und ging zu Friedrich. Der war noch im Rathaus; Jakob lief dorthin und traf den Freund, der gerade seine Akten in den Schrank schloß und heimgehen wollte. „Ich muß mit Dir reden, Schreiber — oder vielmehr: Du sollst mit mir gehen und dazu helfen, daß die ewige Rederei aufhört. Wir werden sehen, was zu tun ist."

Friedrich wurde stutzig. So hatte er den Freund noch nie gesehen. Wenn Jakob seine stachlige Wut hatte, dann blitzte er gefährlich mit den blauen Augen und polterte los. Aber diesmal waren seine Lippen schmal und fest, und in den Augen stand es dunkel. „Ich kann das alles nicht verstehen," sagte Friedrich und wartete auf eine Erklärung.

Aber Jakob winkte ungeduldig. „Du wirst sehen. Zieh Dich um, wir müssen nach dem Schloß hinaus."

„Bei dem Wetter, und zu Fuß?“

„Keine Flausen!“ sagte Jakob voll ungewohnter Rauheit.

Sie schritten in der Dunkelheit mühsam die ungebahnte Straße entlang. Der Wind warf ihnen die Flocken ins Gesicht und baute tiefe Schneewehen; aber sie kamen schweigend vorwärts.

Im Schlosse Montabel saßen die Esps um den Tisch; Colin las, und Lila zupfte Goldfäden. Als der Diener eintrat und die Freunde meldete, machte der alte Graf ein vergnügtes Gesicht: nun würde es lustig werden.

Aber Jakob blieb auf der Schwelle stehen, naß, verweht, dicken Schnee auf dem Mantel, und versperrte dem Stadtschreiber den Eintritt. „Wir sind gar zu verwettert für diesmal, Herr Graf; und wir sind auch nicht gekommen, um Ihren Abend zu stören — nur einen Augenblick möcht' ich mit Colin reden.“

„Ich komme schon!“ sagte Colin willfährig und stand auf.

Als Jakob zu sprechen begann, hatte Lila die Arbeit aus der Hand gelegt und sah ihn groß an. Ein sehr sonderbarer Ton klang da aus seiner Stimme... Unwillkürlich mußte Lila an die

Der elegante Hofmeister Jean Baptiste d'Aubignac saß im Fechtsaale des Schlosses Montabel, hatte eine sehr grobe und bäuerliche Schürze umgebunden und hielt einen Degen in der Hand. Er betrachtete ihn nachdenklich, denn er hatte einen philosophischen Tag heute.

Es war doch überall die gleiche Komödie auf der Welt: man lernte einander kennen, verstand sich, schätzte sich — und am Ende raufte man. Nur mit ganz kleinen Unterschieden: die Vögel hackten mit dem Schnabel aufeinander los, die Frauen zerkratzten sich das Gesicht, die Männer stachen sich mit dem Degen gegenseitig in die Bäuche. Das war eigentlich das Allerinfamste; schon von früh auf mußte man lernen, wie man gegebenenfalls einen Menschen mit guter Manier umbringen könnte.

Nun — der junge Graf hatte das ohne Zweifel gründlich gelernt. Jean Baptiste d'Aubignac dachte an den wohlgemeinten Stoß, der ihm damals dicht über dem Herzen gesessen hatte; noch nach einer Woche war da ein blauer Fleck gewesen. Wenn es damals Ernst gewesen wäre, so würde der Junker ihn an die Wand gespießt haben wie einen Schmetterling, und das wollte etwas heißen, denn Jean Baptiste führte eine re-

ſpektable Klinge und war ein beſonnener Fechter — jedenfalls viel beſonnener als dieſer rablate kleine Muſiker mit dem unausſprechlich deutſchen Namen, der durchaus Blut ſehen wollte und neuerdings mit einem ſo erſtaunlich verbiſſenen Geſicht herumlief. Nun, Colin würde ihm Blut zeigen ...

Eigentlich war es doch lächerlich! Wegen irgend eines blonden und herzlich beſcheidenen Mädchens, das nicht einmal gut friſiert war, wollte ſich dieſer Jakob totſtechen laſſen — denn anders würde die Affäre kaum auslaufen. Fft —aufgeſpießt! Schade um das ſchöne Klavierſpiel.

Draußen ſchien die Winterſonne ſo prachtvoll über den glitzernden Schnee, und es war alles ſo luſtig anzuſchauen — und dieſe närriſchen jungen Leute wollten ſich heute Nacht totſtechen, durchaus totſtechen. Aber was konnte man dagegen tun? Die Ehre erforderte dieſe Prozedur, mochte die Welt auch noch ſo ſchön ſein.

Jean Baptiſte d'Aubignac erlaubte ſich einen philoſophiſchen Seufzer und begann die Degen zu putzen.

Zu Sankt Alban ſtand Jakob mit Chriſtel am Fenſter und ſah auf den Friedhof hinunter, wo die beſchneiten Kreuze in den letzten

Abendstrahlen glühten. Er schwieg und beobachtete versonnen, wie ein Leuchten nach dem anderen langsam verglomm und in blauer Dämmerung ertrank. Jetzt verrieselte der Glanz an den Stämmen der Bäume, jetzt hing er nur noch zaghaft in den kahlen, frostigen Kronen, jetzt flackerte er noch einmal durch die Stube — und war verflogen.

„Alles muß sterben," sagte Jakob, „alles. Schließlich auch wir, meinst Du nicht, Christine?"

Sie hob die Achseln. „Ungemein weise redest Du heute, Jakob."

„Ja. Das macht, weil die Sonne so schön untergeht. Solches Sterben macht mich immer schwermütig."

Das Mädchen lächelte und sagte tröstend: „Morgen früh geht sie wieder auf, Jakob; dann kannst auch Du wieder lustig sein."

„Meinst Du? Hoffen wir. Und nun gute Nacht, liebe Christine." In der Tür begegnete er Lila von Esp, die ein wenig außer Atem war; er grüßte sie stumm und ging vorbei.

Als die Nacht blau und durchsichtig über den Schneedächern hing, kam Friedrich im Schlitten und holte Jakob ab. Die Pferde hatten ihre silbernen Klingelglocken vergessen — denn die

Fahrt, die jetzt bevorstand, war still und ohne Freude. Der Schneestaub stiebte unter den Hufen weg, als sie aus der Stadt fuhren. Nun verschwanden die Schatten der Häuser und sie glitten über die mondglänzende Fläche. Hinter dem Schlosse Montabel liefen Spuren vor ihnen auf dem Wege her: Colin war schon voraus.

Beim Walde bogen sie von der Straße ab und fuhren schweigend am Saum entlang, bis sie an die Stelle kamen, wo eine kleine Wiese als schmale Bucht zwischen den Bäumen lag: auf drei Seiten ragten die Buchen schwarzgemauert hoch, die vierte grenzte an das freie Feld.

Mitten auf dem ebenen Schnee stand Colin mit Jean Baptiste und grüßte stumm herüber. Friedrich und Jakob gingen zu ihnen.

„Die Herren sind damit einverstanden," sagte der Hofmeister auf französisch, „daß die Waffen des Esp'schen Besitzes benützt werden?" Sie nickten und legten Mäntel und Röcke ab. Jakob fror ein wenig und dachte merkwürdigerweise daran, daß es hier mindestens ebenso kalt sei, wie in seinem schlechtgeheizten Zimmer, und daß er sich einen bösen Schnupfen holen könne... Dann händigte der Hofmeister den beiden die Degen aus und trat mit Friedrich zurück.

Jakob und Colin standen sich im hellen Mondlicht gegenüber und legten aus. Die blanken Klingen zitterten wie zwei gegeneinandergereckte Schlangen, gierig und mit spitzen Zungen.

»En avant!« sagte d'Aubignac ganz verbindlich, als ob es sich um eine Polonäse handle. Er hatte gedacht, daß der kleine Musiker sich nun wie ein wütender Stier blindlings auf Colin stürzen würde. Aber Jakob blieb ganz ruhig und stieß eine kleine Finte, daß sich die Klingen zischend aneinander vorbei rieben. Colin rührte sich nicht.

Jetzt fiel Jakob mit einer schwierigen Sekunde aus und wurde gerade noch pariert. Jean Baptiste ward unruhig —: eine Sekunde? Dieser Klavierspieler war entweder verrückt, oder der Graf hatte seinen Mann gefunden. Das schien auch Colin zu erkennen, denn er begann, vorsichtiger zu parieren und duckte sich gespannt; aber er griff nicht an.

Immer schneller stieß Jakob und drängte scharf — es mochte dem Grafen schwerfallen, nicht zuzustoßen.

»Attention!« rief da der Hofmeister und fuhr auf. Die Klingen zischten nicht mehr und die Fechter standen still.

Über das helle Schneefeld stob eine schnaubende

Wolke heran und sauste auf den Platz. Ein Schlitten ...

„Seid Ihr verrückt?“ schrie Lila herüber. Neben ihr sprang Christine aus den Pelzen und flog zu Jakob. Der sah ihr schweigend entgegen und fühlte plötzlich, wie sonderbar warm es ihm über den linken Arm lief.

„Du blutest ja!“ sagte Christine zitternd und hastig; sie riß ihm den Hemdärmel auf. „Ach, Du blutest ja. Weshalb mußtest Du das tun?“

„Weil ich Dich haben will,“ sagte er, „weil Du mich heiraten sollst.“

„Ach, das Blut — — Gott ja, ich will's ja tun, Jakob! Nur hör auf zu bluten ...!“

„So?“ rief da der kleine Musiker, daß es durch den Wald hallte, „hast Du gehört, Colin? Sie will mich heiraten! Hier haben Sie Ihren Degen, d'Aubignac. Komm' her, Colin, Schurke, wir wollen uns vertragen!“

„Das ist die beste Idee Deines Lebens, Jakob!“ sagte Colin, kam die drei Schritt heran und schüttelte ihm die Hand.

Und dann fuhren die Schlitten durch die schweigende Mondnacht heimwärts. Im letzten saß Lila von Esp, blaß, schön, unbewegt neben Jean Baptiste. Der tadellose Hofmeister hatte ein winziges

Degenspitze, die er sich neulich unversehens in den Arm gerannt, hatte seinen unterirdischen Groll gänzlich zutodegestoßen, und der Aderlaß war ihm sehr heilsam gewesen.

Friedrich sah ihm nach, wie er stolz an Christinens Seite durch den Saal schritt, und hatte besondere Gedanken. Wie wenn man Dominosteine hintereinanderstellt und den letzten umwirft, so daß die ganze schöne Reihe umschnurrt — gerade so war doch das Leben; hätte Colin nicht die Christel im Sinn gehabt, so hätte Jakob Ackermann niemals einen Degen angefaßt, wäre auch nicht geritzt worden — und Christine hätte sich ihm nicht aus lauter Entsetzen über das rieselnde Blut versprochen. Ein Stein hatte den andern zum Umfallen gebracht — und nun stand der, der den ersten Stein ins Wanken gebracht, mit erschreckten Augen vor der Verwüstung —: Colin.

Nach jener Winternacht, da die Schlitten durch den Schnee gestoben waren, hatte sich Christine eine Woche lang von niemandem sehen lassen. Ganz dumpf und unbewußt war sie damals aus dem Schlitten gestiegen, hatte dem Musiker stumm zugenickt und hatte sich langsam die dunkle Treppe hinaufgetastet. Als sie oben in das

Zimmer trat, holte gerade die Turmuhr aus und schlug rasselnd Elf.

Elf? So schnell war das gegangen? Noch vor einer Stunde hatte sie mit Lila in dem sausenden Schlitten gesessen und nur vor dem einen gezittert: daß sie zu spät kommen könnten — zu spät für irgend einen von denen, die da draußen im Mondlicht auf dem Schnee standen und sich ins Auge sahen. Und jetzt — jetzt war Christine halb sinnlos und taumelnd über eine Schwelle getreten, die zu einem neuen Leben Einlaß gab, eine Schwelle, über die sie ohne Spott und Schande nicht mehr zurückkehren durfte, denn nun hatte sie eine Pflicht auf sich genommen. Eine Pflicht gegen einen andern trug sie nun und mußte sich darein fügen, wenn sie nicht vor sich selber erröten sollte.

Christine zog den alten Lehnstuhl an das Fenster, das gen Westen ging, und setzte sich.

Der Mond hing am klaren Himmel und ließ die Kreuze des Friedhofs scharfschwarze Schatten über den Schnee werfen. Da drüben im hellen Silberlicht war Ohm Grimbarts Grab. Ja, da schlief nun der gute alte Mann seinen ewigen, friedlichen Schlaf. Was er wohl sagen würde, wenn er um die schweren Dinge dieser Nacht er-

Die Turmuhr holte rasselnd aus und schlug. Eins.

Ein Hinunterhuschen — — zuschlug dieser eine Schlag die Gräber, und webendes Mondlicht lag auf dem unberührten Schnee.

Christine kam zum Wachen zurück, und ein Schleier fiel von ihrer Seele. Sie richtete sich hoch auf und nickte. Der Totentanz! Eine kurze Weile schaute sie noch mit hellen Augen auf den Friedhof hinab — dann schritt das Mädchen durch die Stube, tat das Licht an und nahm ein dickes Buch vom Brett. Der Ohm hatte es als einen Schatz gehalten und oft sinnend betrachtet.

Nun rückte Christine die Kerze heran. Alte Holzschnitte waren es, und auf der ersten Seite stand in groben Lettern gedruckt: La Grande Danse Macabre. Der Mann, der diese Bilder geschnitten hatte, mußte wohl um derlei Dinge gewußt haben; vom Erwachen bis zum Ende hatte er den Totentanz abgebildet — und auf der letzten Seite stand, von Ohm Grimbarts schnörkeliger Hand geschrieben:

Schließt zu ihr Gräberlein feste!
Auf Erden! ist das Beste.
Schließt euch ihr Gräber feste zu!
Im Tod ist weder Rast noch Ruh.

Chriſtine legte das Buch auf den Tiſch. „Auf Erden!“ ſagte ſie laut und klar, „auf Erden iſt das Beſte.“ —

Gleich als Jakob am nächſten Morgen zu ihr hinaufſtieg, fand er ein Papier an der Tür zur Turmſtube, darauf hatte Chriſtine geſchrieben: »Muß ein wenig für mich bleiben wegen Scheuertagen. Auskehr und Einkehr«. Jakob las dieſen Zettel und ging leiſe wieder die Treppe hinunter. Bisweilen trat er drüben in ſeinem Hauſe an das Fenſter der Wohnſtube, ſpähte nach Sankt Alban und war beruhigt, wenn er manchmal Chriſtinens Kopf am Fenſter ſah oder wenn abends das Lichtlein flimmerte.

Als aber dieſe Woche verfloſſen war, ſchloß Chriſtine die Tür wieder auf und ſtieg herunter zu den Menſchen. Niemand wußte und erfuhr, was ſie getan hatte, und man konnte auch keine Veränderung an ihrem lieben, ſtillen Weſen erkennen. Nur Friedrich dachte, daß jener ſeltſame fremde Blick, den ſie bisweilen gehabt hatte und der in ein anderes Reich zu ſchauen ſchien — daß dieſer Blick aus ihren Augen verſchwunden ſei und daß ſie erdenfeſter und lebenskräftiger zu ſein ſcheine; aber er redete mit niemandem darüber.

„Und wenn Sie das nicht geglaubt hätten, Christine?“

Sie schwieg eine Weile und wich dann der Antwort aus. „Meint Ihr, daß für mich diese letzte Zeit ein Glück bedeutet habe? Ich mag niemandem ein solches Glück wünschen — und solche Gedanken; aber heute hab' ich die Ruhe meines Herzens wieder und kann darüber reden. Und ich will mit Euch reden, ehe ich über die Schwelle trete, auf der es jetzt keine Umkehr mehr gibt.“

Friedrich zog Colin neben sich auf das Sofa. Daß er Christinen heute so ruhig sah, machte ihn frei und glücklich.

Sie sprach: „Es war ein toller Wirbel geworden im vergangenen Jahre — glückselig, wer sich an ein sicheres Ufer retten kann. Sie, Colin, haben mich geliebt — es war kein guter Stern über dieser Liebe. Und — — Dich, Friedrich, — Dich habe ich geliebt von Kindheit her, und um Dich habe ich gelitten, als Du über mich hinaus, über mich hinweg glittest. Das war das erste, was ich Euch sagen mußte.“

Es war ein tiefes Schweigen in der Stube.

„Du meinst, Friedrich: wir glichen dem Laube, das der Wind vom Zweige schüttelt und in wirrem Tanz über die Erde weht, wohin er will. Du

meinſt, wir ſeien willenlos in ſeine Hand gegeben und würden getrieben als bunte Herbſtblätter — dem Grab entgegen. Ach, Friedrich, ich will nicht mit Dir darüber rechten. Aber eines weiß ich gewiß: nicht alle ſind vom grünen Baum des Lebens herabgeſchüttelt und müſſen verwelken. Nicht alle ſind Herbſtblätter, die dem Wintertod in die Arme tanzen. Eine ſeltſame Nacht habe ich erlebt oben in Sankt Alban, in der ich dem Tode näher war als ein verwelktes Blatt. Und in dieſer Nacht hab ich erkannt: ich bin kein ſolches Blatt, ich fliege nicht der Gruft entgegen. Vielleicht hat auch mich ein mutwilliger Wind umhergetrieben. Aber ich bin das Leben, ich bin die Hoffnung, ich bin das ſtrahlgefiederte Samenkorn, das über fruchtbare Felder ſchwebt und niederſinkt — nicht in den Tod, ſondern ins Leben. Jakob und ich, wir beide müſſen zuſammen wachſen, denn wir haben die Kraft zum Leben in uns. Das hab ich in jener Nacht erkannt, und darum bin ich ruhig und froh: auf Erden! iſt das Beſte."

Colin neigte ſein Haupt und ſchwieg. Über die Treppe kam ein Schritt. Und Friedrich ſtand auf, ging Jakob Ackermann entgegen und ſprach: „Du biſt der Glücklichſte der Menſchen!"

und ſie hatte keine Seele, die künſtlich ſpiegelnd und künſtlich tief gemacht war. Lächerlich verkünſtelt war alles nur an den Narrenmenſchen dieſes Zeitalters, die über die Natur hinausgriffen, weil ihre eigene Natur zu ſchwach und zu welk war. Die freilich tanzten als bunte Herbſtblätter dem Tod entgegen — voll Wehmut und Grazie zwar, aber dennoch dem Tod entgegen.

Nur fort von dieſen Gedanken, nur wandern, wandern... Colin ſchritt durch den Wald.

Auf der braunen Poſtſtraße ſtand ein Reiſewagen. Die Pferde waren abgeſchirrt und graſten im Graben, und der Kutſcher mühte ſich, die gebrochene Deichſel zu flicken. Die zwei Paſſagiere ſtanden dabei: ein Offizier und ein Mann im zimtfarbenen Rocke mit Goldknöpfen. Colin betrachtete ihn verwundert: eine ſchwarze Perücke hatte dieſer Mann, auffällig wie ein reiſender Taſchenſpieler oder Muſikant.

Der Kutſcher kniete im Schmutz und arbeitete an der Deichſel; die hellen Tropfen ſtanden ihm auf der Stirn. Colin beſah ſich das Unglück. „Reit' Er eine Viertelſtunde weiter zu uns nach dem Schloſſe und hol' Er einen Kerl, der ihm hilft!"

„Es geht ſchon!" ſagte der Mann. Aber der

Offizier grüßte höflich herüber: „Sie sind sehr freundlich, mein Herr.“

Colin lächelte ein wenig und wollte schier neidisch werden über diese Beiden, die in der Welt herumfuhren und alles hinter sich lassen konnten — alles, alles. „Nehmen Sie mich ein Stück mit,“ sagte er in halbem Scherz, „ein wenig möcht' ich wohl auch dem Frühling nachfahren.“

„Und wohin wollen Sie?“

„Zum Teufel!“ sprach Colin und lachte; aber dieses Lachen klang nicht aus einem fröhlichen Herzen. „Oder meinetwegen auf den nächsten Kirchhof, in die Ecke, wo man unglückliche Liebe begräbt.“

„Aha!“ sagte der Offizier und legte höfliches Bedauern in seine Stimme, „ich verstehe.“ Und dann griff er an den Dreispitz: „Oberst Balbi.“

„Esp,“ sagte Colin mit einer Verbeugung.

Der zimtfarbene Musikant nickte und der Oberst lächelte erfreut. „Aus der Familie der Grafen von Esp?“

„Leider! Ich wollte, ich hieße Ackermann.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Graf.“

„Schätzen Sie sich glücklich. Ach — nur fort, fort — ich beneide Sie um Ihre Wanderschaft —“

Lila zusammen. Die Schwester wunderte sich heimlich über die schnelle Wendung in seinem Wesen. Aber Colin hub an zu reden und erklärte: daß er nicht gedenke, seine Jugend schäferhaft im Park von Montabel zu verträumen, sondern daß er hinaus wolle und hinaus müsse in ein lebendiges Leben.

„Gut, mein Sohn!“ sagte der Graf beifällig, „und was willst Du tun? Wirst Du mit Deiner Schwester reisen?“

Colin lächelte. „Das wird kaum angehen. Denn ich will zum preußischen Heere.“

Da stand der alte Esp trotz seinem Gichtbein aus dem Sessel auf und umarmte seinen Sohn. „Das war ein Wort! Colin! Generalfeldmarschall von Esp wirst Du werden und für den König dem windigen Franzosenpack ordentlich —“

„Mein Herr!“ sagte die Gräfin Antoinette messerscharf, „keine Beleidigung der großen Nation!“

Aber der alte Graf hieb auf den Tisch, daß es krachte, und rief in unerhörter Unbotmäßigkeit: „— dem windigen Franzosenpack, dem eitlen, jämmerlich windigen Franzosenpack ordentlich heimleuchten — auch wenn Deine Mutter sich aufplustert wie ein welscher Hahn und vergißt,

daß sie eine preußische Gräfin ist. Blitz und Donner!"

Worauf Linette einen Ohnmachtsanfall erlitt, teils über diese Unbotmäßigkeit, teils aber auch aus Schreck über diese ganz ungeheuerliche Verletzung des guten Tons, die sich der alte Graf zuschulden kommen ließ. Jean Baptiste d'Aubignac sprang ihr hilfreich bei, hielt ihr ein Flacon Riechsalz unter die Nase und sagte in sanfter Empörung: »Quelle brutalité!«

Der Tag kam, an dem Colin von Esp zum letzten Mal für lange Zeit durch das Schloß ging. Er trug Stiefeln und einen weiten Reisemantel. Unten im Hofe saß schon der Diener im Wagen und brachte den letzten Koffer unter.

„Und wann sehen wir uns wieder, mein Bruder?" fragte die blasse Lila.

Colin hob die Schultern. „Wenn der Wind uns wieder zueinanderträgt — aber wer will sagen, wann das geschehen wird?" Dann lachte er. „Nun — Berlin liegt an der Poststraße; fahre immer geradezu, Schwester, und Du wirst in ein paar Tagen dort sein, wenn Du Sehnsucht nach mir hast. Vielleicht heißest Du nicht mehr Lila von Esp, wenn ich Dich wiedersehe; vielleicht

auch bring' ich eine neue Gräfin Esp hierher, wenn ich wiederkomme; vielleicht auch gräbt man Deinem Bruder Colin ein Grab — irgendwo, irgendwann. Nun — wir werden es mit Anstand zu tragen wissen, meine schöne Schwester . . ."

Da sah ihm Lila tief in die Augen. „Du solltest nicht so reden, Colin. Denn Du solltest wissen, daß auch Deine Schwester ein Herz hat. Leb wohl."

Er verstummte betroffen und neigte sich über ihre Hand. Dann schlug die Tür ihres Zimmers und er stand allein. War das Lila gewesen? Die ewig Unbewegte?

Unten knallte der Kutscher mit der Peitsche. Colin ging.

Auf der Freitreppe standen seine Eltern und winkten ihm nach. Und dann schloß sich das schnörkelgittrige Tor von Montabel hinter dem Wagen.

Er schaute zurück: das war das erstere, leichtere gewesen. Aber es gab noch eine Brücke, über die er gehen mußte, um auf den Weg des neuen Lebens zu kommen, des neuen Lebens, für das alles Vergangene versunken sein sollte.

Am Stadttor wartete Friedrich und stieg zu Colin in den Wagen; der fuhr über den Markt

und hielt vor Sankt Alban. „Das erste Mal, als ich diese Treppe hinaufstieg, war mir anders ums Herz!“ sagte der Graf wehmütig, „je nun — ein Mal muß das letzte sein.“

Oben in der Turmstube saßen Christel und Jakob einander gegenüber. Ganz stille war der Musiker, hielt geduldig die Hände vor sich hin und spannte einen Strang Wolle. Und Frau Christine Ackermann wickelte einen Knäuel davon ab.

„Sei froh, daß Du sie nicht gekriegt hast,“ sagte Jakob, „sonst müßte der Graf von Esp auch Wolle hinhalten — ein bescheidener Stadtorganist kann das eher über sich ergehen lassen. Man hat seine Lasten als Ehemann — oh ja!“ Er seufzte in komischer Verzweiflung. „Aber lieber Gott — wie siehst Du aus, Colin? Was soll das für eine Reise werden?“

Der Graf setzte sich zu ihnen. „Eine große Reise soll das werden! Vielleicht geht sie ins Land der Nimmerwiederkehr, Jakob. Der preußische Adel schickt abermals einen zu des Königs Heer.“

Da ward es ganz still in der Stube. Denn nun wußten sie, wie sehr Colin Christine geliebt hatte.

„Ein schönes Wort haben Sie mir an Ihrem Hochzeitstage gesagt, Christine: von dem strahl-

fiedrigen Samenkorn, das im Winde treibt und als neues Leben in eine fruchtbare Erde sinkt. Sie haben sich selber gekannt, das seh' ich heute. Ich kenne mich selber nicht so gut; denn ich weiß nicht: bin ich ein solches Samenkorn, oder bin ich ein buntwelkes Blatt? Hat der alte Baum unseres Geschlechts noch soviel frische Kraft, um ein grünes Reis zu treiben — oder läßt er in mir nur ein letztes Laub hinuntersinken, hinauswehen in die Welt? Ich weiß es nicht. Aber ich denke, ich werd' es noch erfahren. Ich will Ihnen danken, Christine; denn Sie haben mir an sich selber gezeigt, daß ein starkes Geschlecht sein Herz in der Hand halten muß, daß es die Kraft haben muß, sich bewußt an den Boden zu klammern, darin es wurzeln will — wenn es auch lustiger ist, leicht mit dem Winde zu schweben. Colin von Esp zieht aus, um sich in Preußens Heer die Kraft zu suchen, die man zu solcher Lebenszähigkeit haben muß. Und nun will ich fort, Christine; wenn Sie mich wiedersehen, sollen Sie mit mir zufrieden sein."

„Und wenn ich Sie nicht wiedersehe, Colin?"

„Dann wissen Sie: es war nicht schade um Colin von Esp."

Er umarmte sie und lief aus der Stube.

Als er wieder im Wagen saß, war sein Gesicht ruhig geworden; er schüttelte Friedrich die Hand. Der stand am Schlag und hatte zuckende Lippen. „Alle seh' ich ihren Weg finden, Colin — nur ich bin einsam."

„Du wirst's nicht bleiben, Friedrich. Und was sagst Du von »Weg finden«? Hab' ich ihn gefunden? Nein — ich sehe ihn nur von ferne, ich weiß nur, wo er läuft. Aber wer wollte sagen, ob ich ihn betreten kann?"

„Hoffen wir!" sagte Friedrich, „wir wollen keinen empfindsamen Abschied nehmen, Bruder; denn ich weiß: wir treffen uns wieder. Einmal, Colin, wird uns der Wind wieder zusammenwehen. Ich wollt', ich wüßte alles so genau wie das. Auf Wiedersehen!"

Und Colin von Esp fuhr in die Welt.

Nun war das Leben wieder einsam geworden, so einsam fast wie zu jener Zeit, da Friedrich aus Straßburg zurückkam und sich in eine staubige Ecke verweht fand. Und was war es auch gewesen im letzten Jahr? Einmal bunt hoch und herum gewirbelt hatte ihn der Wind — und jetzt lag er wieder in Einsamkeit und Aktenstaub. Der Einzige, der sich vielleicht wieder zu der alten, lustigen Bahn hätte zurückfinden können, war davon. Jakob und Christine hatten sich das weltferne Dohlennest auf Sankt Alban neu gebaut und hausten droben in Sonne und Wind, ruhig im Bewußtsein ihrer gesunden Kraft.

Nur eine war noch übrig geblieben von dem frohen Kreise. Die wandelte draußen unter den ragenden Bäumen von Montabel, blaß, schön und ewig unbewegt. Nach den mancherlei Reden, die Friedrich mit ihr gewechselt hatte, deuchte

ihm, als habe er das Rätsel Lila von Esp gelöst, als sei jenes Lächeln der Erkenntnis, das auf ihren Lippen schlief, der Schlüssel zu ihrem seltsamen Wesen, das außerhalb der bewegten Erde zu stehen schien. Aber dann sah er wieder den Ring an seiner Hand, den die Gräfin aus dem gefundenen Goldkettlein hatte zusammenschließen lassen — und ein neues Rätsel schaute ihn aus tiefen Augen an. Weshalb hatte ihm Lila diesen Ring gegeben? Als er ihn empfing, lag Jubel in seinem Herzen: nun will die blasse Lila dich mit dieser Kette binden! Aber dann, bei dem Ritte durch den sterbenden Herbstwald, war niemals jenes unbewegte Lächeln ihrer Lippen geschwunden, und sie sprach davon, daß alle Schönheiten dieser Welt an ihr vorbeiglitten — immer, immer vorbei. Als Sieger hatte Friedrich von jenem Ausritte heimzukehren gedacht — und dann war er versonnen durch die Felder gewandert und fühlte den grabkalten Hauch der ewigen Vergänglichkeit an seinem Herzen.

Jetzt wandelte Lila unter den ragenden Bäumen von Montabel, blaß, schön und ewig unbewegt. Ewig unbewegt? Das eben war das große Rätsel an ihr.

Nun war die rätselvolle Gräfin allein, so

allein wie Friedrich selber. Sie beide waren übrig geblieben von einer bunten, lustigen Gesellschaft, die der Wind verweht hatte, den einen als mattes Laub, den andern als zukunftstragendes Samenkorn. Es war, wie wenn die Gäste einer glänzenden Tafel heimgegangen seien, und nur zwei säßen noch einander einsam gegenüber; die Geigen waren verstummt, die Lichter auf den Silberleuchtern flackerten sich dem Verlöschen entgegen, kein Gläserklingen und frohes Lachen flog durch den festlichen Saal, und die Blumen auf dem Tische welkten — nur das Alleinsein war geblieben und lag in den Augen der beiden, die schweigend noch an der Tafel saßen. Vielleicht war jetzt die späte Stunde gekommen, die der blassen Gräfin die Lippen öffnete; vielleicht ließ dieses Verlassensein ihr Herz lebendiger pochen; vielleicht fiel jetzt der Schleier des Schweigens.

Aber daß Colin aus Montabel gegangen war, hatte für Friedrich den Weg dorthin schwieriger gemacht; die Zeiten waren vorbei, in denen er zu jeder Stunde unangemeldet kommen durfte. Der Stadtschreiber Berg ist durch eine weite Strecke von der Gräfin Esp getrennt... man mußte wohl einen stillen Wiesenpfad suchen.

Friedrich trat ans Fenster.

So frühlingshaft strahlte heute die Welt, daß es eine Sünde schien, in schwermütigen Gedanken daheimzusitzen. Just vor einem Jahre hatte Colin melancholisch hiergestanden und mit dem Geschick gehadert, das ihm gebot, sich der prunkvollen Eleganz der Heimgekehrten anzuschmiegen. Damals hatte sich Friedrich zum Anwalt des lustigen Lebens gemacht und den Grafen aus seiner verdrießlichen Kopfhängerei herausgerissen. Daß Frühling sei und neuer Trieb und neue Fröhlichkeit in die Welt komme — so war damals seine Predigt gewesen. Er lachte: jetzt saß er selber hier und ließ fast den Kopf hängen. Aber nein! Friedrich Berg spürte auch das jubelnde Aufsteigen der Lerche in sich; lange genug hatten schwere Gedanken wie lastender Schnee auf dem Herzen gelegen — jetzt schien die Sonne und hieß Blumen blühen und Schmetterlinge gaukeln, und nun ward es Zeit, daß auch Friedrich sich aufmachte und Freude suchte. Mit sonnigen Augen wollte er vor dem Rätsel stehen, das da draußen in Montabel unter den rauschenden Bäumen schlummerte.

So nahm der Stadtschreiber Stock und Hut und schritt hinaus in die selige Welt.

Der Mann am Tor lehnte wohlig in der Sonne

wie ein schnurrender Kater, hielt die Tabakspfeife zwischen den Zähnen und sah den blauen Wölklein nach, die er ruhsam in die goldene Luft hineinblies. Der Schäfer saß am Grabenrand und klopfte mit dem Messerheft lustig auf eine werdende Weidenpfeife los. Und dann kam ein Bauernwagen voll bunter Mägde, die respektvoll den jungen Ratsherrn grüßten und ihn doch übermütig unter den weißen Kopftüchern heraus anlachten.

Nein, wie war die Welt so wunderschön, wenn man sie nur mit fröhlichen Augen anschaute! So ewig alt und so ewig jung — wie das klopfende Menschenherz. Das war wohl ein Tag, an dem die Dichter Frühlingslieder singen mußten, und es war sehr begreiflich, daß sie nie damit fertig wurden, etwas über diese prachtvolle und strahlende Welt immer wieder zu sagen, das schon der alte Anakreon festgestellt, der genußhafte Horatius bestätigt hatte, und das nun wieder der liebenswürdige Hagedorn so durchaus richtig fand, daß er abermals ein Gedicht darauf machte; oder der biedere Barthold Heinrich Brockes, der sehr viel Sinn für alle diese Prächtigkeiten und noch viel mehr Sinn für den lieben Gott hatte, so daß er mit deutscher Gründlichkeit diese Herr-

lichkeiten nur benützte, um zu beweisen, daß der liebe Gott die Welt als unübertrefflichen Spielzeugkasten für die Menschen aufgebaut habe.

Friedrich nickte beifällig: ein Spielzeugkasten! Gerade so sah diese bunte Welt heute aus, und die Menschen saßen auf dem grünen Wiesenteppich und konnten spielen wie die Kinder, unbekümmert und ohne sich über etwas zu wundern — denn für Kinder gab es keine Rätsel. Kinder sehen alles mit Wirklichkeitsaugen, freuen sich über die Schönheit und ahnen nichts von dunklen Gründen und gedankenblassen Innerlichkeiten. Sie sehen an der Prinzessin aus dem Märchenlande nur das wunderschöne seidene Kleid und das sanfte Antlitz — und wissen nicht, daß eine böse Fee mit dem Schlafdorn das Herz der Prinzessin berührt hat, damit sie sich an dem Glücke dieser Welt vorüberträumen soll... Hundert und hundert Jahre schläft die Prinzessin unbewegt und marmorblaß, bis endlich an einem gottseligen Frühlingstage — so wie heute — der Prinz aus dem unsichtbaren Königreiche kommt und —

Eine hellrote Rose fiel Friedrich gerade vor die Füße und riß die Spinnwebfäden seiner hangenden Träume entzwei. — Mit kindlichem

Eifer hatte er sich in sein Märchen hineingedacht und war darüber unvermerkt an das offene Tor des Schlosses Montabel gekommen. Und oben aus dem dichtumblühten Pavillon auf der Mauer war nun diese hellrote Rose vor seine Füße gefallen.

Aber die Hand, die diese Rose gebrochen hatte, war nicht zu sehen.

„Ich komme schon!“ sagte Friedrich glückselig; er ging durch das Tor und schritt die Treppe hinauf, die zu dem Pavillon führte.

Da saß Lila von Esp und lachte ihm entgegen! Richtig lachen gelernt hatte sie in diesem klingenden Sonnenschein, und ihr Lachen schwebte wie ein leichter Schmetterling durch das Gerank.

Friedrich küßte ihre Hand. „Mit dieser Rose haben Sie mich aus dem schönsten Traume meines Lebens zu dem schönsten Tage meines Lebens aufgeweckt.“

„Ich?“ log sie.

„Nicht Sie? Nun — so fallen heute die Rosen aus dem Himmel! Mich wundert's nicht: gar so blütenreich scheint mir die Welt.“

„Und so lustig anzuschauen wie am siebenten Schöpfungstage, da Eva noch nicht in den Apfel

gebissen hatte und es noch kein Übel gab. Ja, das Paradies — wenn keine Frau darin gewesen wäre —"

„— so wäre Adam vermutlich aus diesem langweiligen Paradies gewandert, um sich eine zu suchen!" sagte der galante Stadtschreiber. „Und weil heute ein so glückseliger Tag ist, darf ich mich auch wieder auf den Schemel setzen, zu Füßen der lachenden Gräfin Lila. Wissen Sie noch, daß ich schon einmal hier gesessen habe? Es war an dem Tage, da wir auf die Suche nach dem Traumschlüssel gingen."

„So lange ist das schon her," sann Lila, „und noch immer haben Sie weder die Tür noch den Schatz gefunden, der Ihnen damals verheißen worden war. Hab' ich Recht gehabt? Leider!"

„Ich will's nicht behaupten, Lila!" sagte Friedrich, „denn ich glaube, ich bin nahe daran, das selige Gut dennoch zu finden."

Er sah zu Lila auf, und sie verstummten.

Frühlingshauch schwebte auf goldenen Schwingen über die Felder her und wiegte Blüten und Duft. Drüben am Weiher brannten die Geranien im Rasen wie flammende Herzen; die marmornen Götter Griechenlands standen in leuchtender Ruhe und spiegelten sich im dunklen Wasser.

Und über all der Schönheit und Jugend lag das erdwarme Summen der Bienen, die um rote Rosen schwärmten.

„So schön ist die Welt," sagte Lila leise, „so wunderschön und still und selig in sich selbst... das ist die Ruhe des Glückes, das in der Muttererde wurzelt und aller Wirbelwinde spottet. Die Ruhe des Glückes — heute zum ersten Mal erkenn' ich sie in meinem Herzen."

Zu Füßen der jungen Lila von Esp saß Friedrich und schaute zu ihr auf. Ihre unbewegten Lippen lebten und trugen ein selig träumendes Lächeln, und in ihren goldbraunen Augen stand ein schimmernder Frühlingstag des Herzens. So tief und glücklich war dieser Blick wie der leuchtende Himmel.

Und Lila neigte sich langsam und küßte den Schweigenden, der zu ihren Füßen saß.

Der Stadtschreiber und Ratsherr Friedrich Berg lag in seinem Bett und schlief. Über dem Stuhle hing sein violetter Rock, und der silbergriffige Degen lehnte dabei.

Durch das offene Fenster wob der Duft der Sommernacht und trug das Mondlicht herein. Die Stadt schwieg im Schlummer; die lieben alten Spitzdächer standen schwarz vor dem grünsilbrigen Mondhimmel; irgendwo hallte der verschlafene Schritt des Nachtwächters in den Gassen und versank wieder in der großen Stille.

Gerade durch das niedrige Fenster schien der Mond herein und leuchtete neugierig auf den Tisch, wo die geschnörkelte Puderdose aus Porzellan stand und über die Rüschen des Jabots hinweglugte, das Friedrich müde hingeworfen hatte. Ein kleiner Porzellanchinese saß mit gekreuzten Beinen oben auf dem Deckel der Puder-

dose und betrachtete ernsthaft alle die merkwürdigen Sachen, die um ihn her auf der blauen Decke lagen.

Immer, wenn draußen die Linde im Nachthauche traumselig erschauerte und eine süße, schwere Wolke von Blütenduft in das Zimmer atmete, flirrten ihre Blätter im Lichte des Mondes und ließen huschende Schatten über den Tisch tanzen. Dann glitten die sanften Strahlen über den kleinen Porzellanchinesen auf der Puderdose, verschwanden wieder — und waren wieder da. Der Chinese nickte dabei; denn er war ein Philosoph wie alle Morgenländer und kannte die Welt. In solchen lindenblütenschweren Mondnächten zumal erwachte seine Vorliebe zum Denken, und als vielgereister Mann hatte er stets etwas, worüber er meditieren konnte.

Ja, er war sehr weit herumgekommen! In Nymphenburg war er geboren worden und tat sich etwas zugute darauf, ein kurfürstlich bayrischer Chinese zu sein; dann war er in eine große Kiste gepackt und nach Paris geschickt worden, wo man ihn bemalte und auf seiner Dose das Zeichen der Porzellanfabrik von Sèvres einbrannte, so daß jetzt sozusagen auch französisches Blut in seinen Porzellanadern rollte. Nun hatte er eine kurze

Weile im Laden des Kunsthändlers Gersaint gesessen, bis ihn eine wunderschöne Marquise kaufte und ihn in ihrem Schlafzimmer auf den Toilettetisch stellte. Ach, was gab es dort alles zu sehen! Noch heute nickte der Chinese genußhaft und kniff das rechte Auge zu, wenn er daran dachte; aber er schwieg, denn er war ein diskreter Chinese. Und dann — ja, dann war er eines Tages in den Koffer der wunderschönen Marquise gepackt worden und war so zwischen seidenen Strümpfen und — kurz und gut: war also nach Straßburg gereist, wo er seinen Platz auf dem Toilettetisch wieder einnahm und abermals die entzückendsten und erstaunlichsten Erlebnisse hatte. Aber eines Morgens schüttete seine Gebieterin die Dose aus, wickelte ihn in buntes Seidenpapier und schenkte ihn, herzlos wie wunderschöne Marquisen sind, einem allerdings sehr eleganten und sehr liebenswürdigen Herrn zum Andenken ... ja.

Eine Weile war das interessante Leben nun zwar auch dort weiter gegangen, aber dann hatte ihn sein neuer Herr seufzend eingepackt und erst wieder in einer lächerlich kleinen und lächerlich deutschen Stube hervorgeholt, in der es nicht das mindeste Erlebnis gab. Und hier stand er nun auf dem Tisch und hatte genug Zeit, um über

seine lustige Vergangenheit nachzudenken, denn er war sehr einsam.

Freilich stand da noch ein Tintenfaß aus Meißen, aber diese Porzellanschäfer waren nie über die deutschen Grenzen hinausgekommen und hatten verzweifelt wenig Lebensart, wenn sie auch noch so verliebt dastanden. „Armes Pack!“ sagte der Chinese geringschätzig und sah verächtlich zu ihnen hinüber.

Aber die Porzellanschäfer nickten und machten ihm mit vielem Anstand eine lange Nase. „Wir sind viel gescheiter als Du!“ sagten sie, „heute zumal!“

„Wie können Sie sich erlauben, mich mit Du anzureden?“ antwortete der Chinese entrüstet, „und was wissen Sie denn so Gescheites, he?“

„Wir,“ kicherten die anderen, „wir sehen alles, was er schreibt. Heute abend hat er ein Gedicht gemacht.“

Der Puderchinese hob die Nase noch ein wenig höher. „Pah! Ein Gedicht — — meine wunderschöne Marquise —“

„Deine Marquise ist garnichts.“

„Wie?“

„Jawohl. Denn das Gedicht ist auf eine noch viel wunderschönere Gräfin! Sie wohnt im

Schloſſe Montabel und hat zwei kleine Mohren, die ganz in Blau und Gold gekleidet ſind und hinter ihr gehen, wenn ſie durch den Park ſchreitet. Und einen prachtvollen Reifrock hat ſie und trägt eine dunkelrote Roſe im Haar — — ja, das hat er alles gedichtet."

Der Chineſe ſchwieg, denn es war unter ſeiner Würde, ſich weiter mit dieſen Geſchöpfen zu unterhalten, die alles, was ſie wußten, ſo indiskret herausplauderten; und überdies waren das Neuigkeiten, über die man unbedingt nachdenken mußte.

Eine Gräfin — nun würden vielleicht die entzückenden Zeiten wiederkehren, die man erlebt hatte. Seidene Reifröcke würden raſcheln, und Roſen würden auf dem Tiſche ſtehen, und man würde zärtliche Lieder zur Laute ſingen und ganz leiſe lachen. Jetzt begann wieder die graziöſe, himmliſche, liebenswürdige Zeit, in der das Leben zum Kunſtwerk aus Filigran und Elfenbein würde —

„Natürlich!" ſagte Friedrich im Schlafe und drehte ſich auf die andere Seite.

Das Mondlicht ſpannte ſich ſilbern durch das Fenſter; draußen erſchauerte die Linde traumſelig im Hauche der Nacht und atmete eine ſüße,

schwere Wolke von Blütenduft herein. Der Chineſe nickte.

Wieder trug Friedrich ein Herz voll Seligkeit durch die blühende Welt hinaus nach Montabel und war glücklich, weil er dem Glück entgegenging.

Er ſtieg die Treppe zu dem Pavillon hinauf — aber Lila war nicht da; er ſchritt durch die dichten Büſche nach dem Park und hoffte ſie bei den Marmorbildern am Weiher zu finden. Aber nur der tadelloſe Hofmeiſter Jean Baptiſte d'Aubignac ging dort langſam auf dem hellen Wege und ſuchte durch vornehme Haltung ſeine Exiſtenz zu rechtfertigen. Unglücklicherweiſe entdeckte er Friedrich, bevor dieſer in die Büſche zurücktauchen konnte, und eilte erfreut und mit ſanftem Krähen auf ihn zu.

„Welches außerordentliche Vergnügen, mein Herr, endlich wieder einen Beſuch zu ſehen!" Der glückhafte Stadtſchreiber fand das Vergnügen nicht allzu außerordentlich und wünſchte Jean Baptiſte zum Kuckuck; aber der Hofmeiſter ließ ihn nicht los und hub ein Geſpräch darüber an, wie einſam man hier doch eigentlich lebe und wie

er sich wundere, daß die Gräfin Antoinette so ganz auf jede Gesellschaft verzichten könne.

„Offenbar genügen Sie ihr vollkommen!“ sagte Friedrich ungeduldig, „ich fürchte fast, daß Sie im Schlosse bereits vermißt werden —“ Jean Baptiste jedoch ließ diesen Wink ahnungslos an sich abgleiten, redete unverdrossen weiter und begann, von Paris und seinem Leben zu schwärmen.

Eine Stunde lang mußte Friedrich ihm zuhören. Dann ging er nach Hause, denn alle seine frühlingshafte Sehnsucht war in einem Spinngeweb von Klatsch und Langeweile verdorrt. Unterwegs aber kam ihm seine frohe Zuversicht und gute Laune wieder: das waren die neckenden Widerwärtigkeiten, die vor der Rosenlaube standen; er würde morgen wiederkommen und darüber lachen können, wenn er die Lippen der Gräfin Lila von Esp sah.

Zwei Tage ließ Friedrich in Ungeduld vergehen, dann ging er abermals nach Montabel — und fand Lila wiederum nicht; sie sei zur Stadt gefahren, sagte der Bediente. Also wandte sich Friedrich mit heimlichem Kopfschütteln und lief die Straße zurück nach der Stadt.

Aber die Sonne schien ihm nicht mehr so hell,

schwere Wolke von Blütenduft herein. Der Chineſe nickte.

Wieder trug Friedrich ein Herz voll Seligkeit durch die blühende Welt hinaus nach Montabel und war glücklich, weil er dem Glück entgegenging.

Er ſtieg die Treppe zu dem Pavillon hinauf — aber Lila war nicht da; er ſchritt durch die dichten Büſche nach dem Park und hoffte ſie bei den Marmorbildern am Weiher zu finden. Aber nur der tadelloſe Hofmeiſter Jean Baptiſte d'Aubignac ging dort langſam auf dem hellen Wege und ſuchte durch vornehme Haltung ſeine Exiſtenz zu rechtfertigen. Unglücklicherweiſe entdeckte er Friedrich, bevor dieſer in die Büſche zurücktauchen konnte, und eilte erfreut und mit ſanftem Krähen auf ihn zu.

„Welches außerordentliche Vergnügen, mein Herr, endlich wieder einen Beſuch zu ſehen!“ Der glückhafte Stadtſchreiber fand das Vergnügen nicht allzu außerordentlich und wünſchte Jean Baptiſte zum Kuckuck; aber der Hofmeiſter ließ ihn nicht los und hub ein Geſpräch darüber an, wie einſam man hier doch eigentlich lebe und wie

er ſich wundere, daß die Gräfin Antoinette ſo ganz auf jede Geſellſchaft verzichten könne.

„Offenbar genügen Sie ihr vollkommen!“ ſagte Friedrich ungeduldig, „ich fürchte faſt, daß Sie im Schloſſe bereits vermißt werden —“ Jean Baptiſte jedoch ließ dieſen Wink ahnungslos an ſich abgleiten, redete unverdroſſen weiter und begann, von Paris und ſeinem Leben zu ſchwärmen.

Eine Stunde lang mußte Friedrich ihm zuhören. Dann ging er nach Hauſe, denn alle ſeine frühlingshafte Sehnſucht war in einem Spinngeweb von Klatſch und Langeweile verdorrt. Unterwegs aber kam ihm ſeine frohe Zuverſicht und gute Laune wieder: das waren die neckenden Widerwärtigkeiten, die vor der Roſenlaube ſtanden; er würde morgen wiederkommen und darüber lachen können, wenn er die Lippen der Gräfin Lila von Eſp ſah.

Zwei Tage ließ Friedrich in Ungeduld vergehen, dann ging er abermals nach Montabel — und fand Lila wiederum nicht; ſie ſei zur Stadt gefahren, ſagte der Bediente. Alſo wandte ſich Friedrich mit heimlichem Kopfſchütteln und lief die Straße zurück nach der Stadt.

Aber die Sonne ſchien ihm nicht mehr ſo hell,

und die Wiesen blühten ihm nicht mehr so bunt als vordem; denn über sein Herz war Zweifel und unsichere Verdrossenheit gefallen — warum wich ihm Lila aus?

Er stieg auf den Turm von Sankt Alban hinauf und fand die Gräfin oben; sie saß mit Jakob und Christine am Tisch und plauderte. Seit Christel ihre bodenstarke Ruhe gefunden hatte, konnte sie der jungen Gräfin von Esp wieder frei ins Auge schauen und ihr mit Herzlichkeit begegnen — der Weg, auf dem Lila ihr ein Hemmnis gewesen wäre, war für Christine in Dämmerung versunken. Und nun saß sie in ihrer schlichten blonden Schönheit neben der leise schwermütigen Lila, hielt ihre Hand und redete davon, wie goldhell die Tage hier oben auf- und untergingen.

Als Friedrich eintrat, kam ihm Christine froh entgegen. „Jetzt brauchst Du Dich nicht mit den stillen Ackermanns zu langweilen, Friedrich; Du findest das schönste Stück der großen Welt bei uns.“ Und Jakob sagte: „Ja, wir sind vornehm geworden hier oben — so oft kommt der Besuch von Montabel zu uns.“

Friedrich küßte der Gräfin die Hand. „Es scheint so; darum liegt auch der Park und die Rosenlaube des Schlosses seit Tagen so einsam

und wartet vergeblich auf ein Lachen der Herrin von Esp."

„Glauben Sie, daß man in Montabel so gerne lacht?" Lila sprach das mit der kühlen Gelassenheit, die ihre Lippen stets so unbewegt machte und ihre Gedanken verschwieg; und sie blickte zu Friedrich herüber, als hätte es niemals einen Tag gegeben, an dem sie sich zu ihm herabgeneigt und ihn geküßt habe.

Er wurde sehr schweigsam darüber und riet, ob das nur so sei, weil Christel und Jakob dabei waren.

Eine Viertelstunde rann das Gespräch noch hin, langsam und träge, weil Friedrich stumm blieb. Dann stiegen sie die Wendeltreppe hinab; unten hielt schon die Kutsche. „Und Sie, mein Freund, wollen Sie mich ein Stück Wegs begleiten?"

„Wenn Sie es wünschen, Gräfin ..." Sie fuhren über den Markt und durch das Tor, und als sich draußen die stillen Felder um sie ausbreiteten, sagte Friedrich: „Warum haben Sie mir das getan, Lila?"

Da wandte sie sich ihm zu und schaute ihn aus großen hellen Augen an. „Die Frage hab' ich befürchtet, mein Freund. Und was meinen

des guten Geschmackes abweicht. Was bleibt? Glauben Sie, daß wir Heimlichkeiten miteinander haben sollten, wie meine Kammerzofe mit dem Türsteher? Ein empfindsamer Roman? Du lieber Gott — man liest dergleichen in unseren Tagen genug, um zu wissen, daß solche Dinge immer mit einer Unmöglichkeit enden. Unmöglichkeiten, Lächerlichkeiten sind mir sehr zuwider, mein Freund. Ja freilich — es gibt Naturen, die zäh zueinander halten, wenn sie sich gefunden haben, mag auch die Welt darüber auf dem Kopfe stehen. Aber Menschen wie wir können das nicht mehr — wir sind zu geschmackvoll erzogen. Was würden Sie denken, wenn ein Herbstblatt Wurzel schlagen wollte? Eine Geschmacklosigkeit des Herzens! Menschen wie wir gleiten im Wind aneinander vorbei, küssen uns einmal mit sehnsüchtigen Augen — und müssen weiter, wie uns das Leben treibt."

„Und wenn uns der Wind abermals zusammenweht, Lila?"

„Wenn! Das wäre ein sonderbarer Zufall; nun ja, dann — Aber lassen wir das. Sie wissen nun, daß mein Kopf mein Herz verspottet — und damit ist die Stunde der Rosen hinabgeweht und vergangen, wie alles hinabgeweht wird und

vergeht, was es an Schönheiten auf der Erde gibt. »Heute noch bin ich bei Dir, doch morgen schon« — ich dächte, dieſe Verſe hat jemand gemacht, den Sie gut kennen."

Da ſtand Friedrich auf und ließ den Wagen halten. „Sie haben Recht, Gräfin: es geht nichts über eine geſchmackvolle Haltung — und ſollte die Welt darüber zerbrechen. Leben Sie wohl."

Er ſtieg aus, neigte ſich noch einmal über ihre matte Hand und ging.

Die ſchöne, blaſſe Gräfin Lila von Eſp ſah ihm unter ſchweren Lidern nach. Ihr Herz weinte heiße Tränen, aber über dieſe Tränen trat kalt der gelaſſene Gedanke: daß ſie beide eine vollendete Haltung bewahrt hatten.

Nun war es noch leerer und trauriger geworden in dem luſtigen Schloſſe Montabel. Schweigſamer und unbewegter denn je ging Lila von Eſp durch die Tage des lockenden Frühlings. Die Einſamkeit laſtete ſchwer in dieſer ſtummen Welt und ließ das Herz vor ſeinem eigenen Klopfen aufſchrecken. Und Lila hörte dieſes klopfende Herz mit ſchmerzlichem Lächeln und ſuchte wieder Mauern aus Gedanken und Vernunft darum zu bauen, um nicht mehr gepeinigt

und erſchreckt zu werden. Aber das Herz klopfte dennoch, dennoch blühten die roten Roſen im Parke von Montabel, und dennoch ſaß die junge Gräfin mit ſchwermütigen Augen an ihrem Fenſter und atmete den Duft, der im Winde herüberſchwebte.

Ach um jene Stunde, da ſie ſich neigen mußte vor dem Zwange des klopfenden Herzens, um jene unſelige Stunde des Glückes, da ſie Ruhe zu finden geglaubt vor dem Hingewehtwerden des Lebens, und da ſie nur Unraſt und Qual gefunden hatte! Nun war dieſe Stunde vorbei, und der heimlich ſchimmernde Strahl einer verſchwiegenen Liebe war ausgelöſcht von einer kalten Hand.

Und weſſen Hand war es geweſen? Lila ſchloß die ſchmerzenden Augen vor dem Gedanken. Nicht Friedrich Berg hatte das Band zerriſſen — Lila von Eſp hatte es getan. Aber es war nicht die Lila geweſen, die ſich in weicher Seligkeit herabneigte zu dem Schweigenden, der zu ihren Füßen ſaß, ſondern die ſchöne, blaſſe Gräfin, die unbewegt durch das Leben ging und das eiskalte Lächeln der Erkenntnis auf den Lippen trug. Die ſagte gelaſſen: »vorbei!« iſt das Loſungswort des ewig fließenden Lebens — nicht beſſeres

mag des Menſchen Vernunft tun, als ſich mit Anſtand danach zu richten. Mit Anſtand — ach über dieſes Giftwort des Jahrhunderts! Mit Anſtand ging man durch die verſchnörkelte Natur künſtlicher Gärten, wußte man über das Recht auf Empfindung zu reden, ſchloß man ſein Herz in eiſerne Feſſeln, und mit Anſtand ſelbſt bemühte man ſich auf dem Totenbette zu liegen. Aber die andere, die ſüße, glückſelige Lila, die Friedrich Berg geküßt hatte, weil ihr klopfendes Herz ſie zwang, ſagte: halte das Glück, halte das Glück und laß es nicht vorbei — nur einmal, einmal laß es nicht vorbei...!

Aber nun war die blaſſe Gräfin, die mit ihrem Herzen ſpielte, an jener anderen vorübergeſchritten und hatte ſie mit einem kalten Lächeln zum Schweigen gebracht. Und nun war es zu ſpät, nun war das Glück auch dieſes eine Mal vorbeigegangen. Mit läſſigem Anſtand hatte ſie es wie eine buntſelige Seifenblaſe in den Wind gehalten — und der Wind hatte es fortgeweht. Nur ahnen dürfen wir, nur wiſſen, nur ſehen — aber finden und halten können wir nicht. War das Lila von Eſp geweſen, die damals ſo geſprochen hatte? Finden? Sie hatte das Glück wohl gefunden, aber halten konnte ſie es nicht; denn die blaſſe, unbewegte

Gräfin ließ es entgleiten, weil es geschmacklos war, den Mut zum Glück zu haben.

In dieser schwermütigen Zeit der Klagen gegen sich selbst und des inneren Zwiespaltes kam ein Brief von Colin. Er schrieb, daß er sich wohl befinde — weiter nichts. Lila las diese wenigen Worte kopfschüttelnd; weiter wußte ihr der Bruder nichts mitzuteilen?

Sie ging mit dem Briefe zu Christine, um sie zu fragen, was sie darüber denke. Christine sah, lächelte und holte aus dem Schubfach ein Papier. „Das ist auch ein Brief von Colin," sagte sie, „aber es steht ein wenig mehr darin, und ich bin sehr froh über das, was er schreibt." Lila faltete den großen Bogen auseinander.

„Nun weiß ich, was Leben heißt," schrieb Colin von Esp; „vielleicht hat's so kommen müssen, liebe Christine, damit ich an dem Treiben der Welt mich zu mir selber finde. Als Kürassierfähnrich steh ich mitten darin. Berlin ist preußisch bis zum letzten Pflasterstein — das will sagen: überall spürt man die feste Hand der nüchternen Vernunft und den Willen zum Aufrechtsein; nicht umsonst steht unter dem schwarzen Adler geschrieben ›Er weicht der Sonne nicht einmal‹. Das große Streben

nach oben und außen reißt jeden hoch und bedeutet ihm, daß er, gerade er, mittun soll zur Gewinnung der Kraft und Macht, ohne die ein Staat nicht bestehen kann. Glauben Sie, daß das Leben hier so traumverloren ist wie im stillen Parke von Montabel, und daß man Zeit findet, sein Herz, wenn es einmal wehtut, in Baumwolle zu wickeln und weinend davorzusitzen? Oh nein, Christine — für derlei Privatspäße ist hier keine Gelegenheit. Und Ihr Colin von Esp, der so wehleidig den Kopf hängen ließ, weil er sich rettungslos hinabgeweht glaubte und das Glück der Welt nur von ferne sah, dieser Colin hat in Dienst und Pflicht den Boden gefunden, auf dem er wurzeln und stark werden kann, stark, wie es das Leben fordert."

Lila von Esp las nicht weiter. Sondern sie neigte das blasse Antlitz und weinte.

„Was haben Sie, Gräfin?" sagte Christine erschrocken.

„Nun hat auch mein Bruder Colin das Glück gefunden!" sagte Lila leise, „ein nüchternes, preußisches Glück zwar — aber doch immer ein Glück. Er hat noch die Kraft gehabt, es zu suchen. Sie, Christine, haben das Gleiche getan, und

Jakob auch. Nur ich allein stehe an der Pforte und finde keinen Einlaß."

Christine nahm ihre Hand. „Wirklich nur Sie, Lila? Ich denke, ich kenne noch einen, der hineinbegehrt und bittend anklopft ..."

Lila schaute zu ihr auf und nickte schmerzlich. „Und die ihm die Tür verschlossen hat, war ich. Fragen Sie mich nicht. Er ist davongegangen."

„Er wird wiederkommen, wenn Sie ihn rufen."

„Vielleicht tät' er das; aber ich habe nicht den Mut dazu. Wir Schwachen, die wir nur die schönen Eintagsblüten unseres Jahrhunderts sind, haben keine Kraft zum Leben mehr. Colin war wohl auch ein solcher — aber er ist ein Mann und hat in Dienst und Pflicht den Boden gefunden, auf dem er stark werden kann. Und wo sollte ich diesen Boden finden? In Dienst und Pflicht? Was habe ich für Dienste und Pflichten?"

„Täuschen Sie sich nicht, Gräfin!" sagte Christine, „Sie sind schön — und Schönheit hat die Pflicht: andere glücklich zu machen. Können Sie sich eine Pflicht denken, die größer und herrlicher wäre?"

Der Stadtschreiber und Ratsherr Friedrich Berg lag in seinem Bett und schlief. Vor den gewölbten Fensterscheiben stand schwarz und kalt die rauschende Regennacht. Über dem Stuhle hing schwernaß der dunkle Wettermantel, und der grobe Knotenstock lehnte dabei.

Auf dem Tische stand die geschnörkelte Puderdose aus Porzellan. Immer, wenn draußen die Linde unter den Stößen des Regenwindes frostig erschauerte und ihre nassen Blätter an die Fensterscheiben schlug, nickte der kleine Chinese auf dem Deckel der Puderdose schwermütig mit dem Kopfe. In solchen Nächten, da der Himmel weinte, war er immer sehr zur Melancholie geneigt und stellte Betrachtungen darüber an: wie vergänglich doch erstens das schöne Wetter im besondern, und zweitens das Glück der Erde im allgemeinen sei; heute zumal hatte er Grund, traurig zu sein;

denn seine philosophischen Überlegungen befaßten sich heute nicht nur mit der Welt außer ihm, sondern betrafen diesmal seine eigene kleine Porzellanperson.

Er hatte wahrhaftig zu leiden: seit gezählten dreizehn Tagen war er samt seiner Puderdose in einen schmählichen und beschämenden Ruhestand versetzt. Nie mehr wurde er morgens geholt, nie mehr wurde der Schwanflaum im Puder gewendet und über das wohlfrisierte Haar getupft; sondern sein Herr stand morgens mit einem Seufzer auf, wickelte das Haar mit müden Fingern flüchtig zusammen und schaute kaum in den Spiegel dabei; lachte vielleicht bitter und fragte: wozu auch?

Wozu auch? Der Chinese schüttelte den Kopf und wußte nicht, was er von dieser verzweifelten Unweltlichkeit halten sollte. Besonders da ihm neulich die Schäfer da drüben so entzückt von der wunderschönen Gräfin erzählt hatten, die man bedichten mußte und deren verschlungenen Namenszug man in allen erdenklichen Veränderungen auf das Papier malte. Aber hier zeigte sich wieder deutlich, daß auf derartige Porzellankreaturen, die vom großen Leben nichts wußten, kein Verlaß war. Jawohl.

Der Chineſe ſchaute verächtlich zu ihnen hinüber.

„Na ihr! Was iſt nun mit eurer Gräfin, die zwei kleine Mohren und einen prachtvollen Reifrock hat und eine Roſe im Haar trägt?“

Die kleinen Schäfer erwachten aus ihren ſentimentalen Träumen, ſeufzten ſanft und ſtarrten wehmütig in die Tinte.

„Ich habe noch nichts von ihr gemerkt!“ ſagte der Chineſe höhniſch.

Sie ſeufzten wieder. „Wir auch nicht. Ach ja.“ Und der eine ſprach weinerlich: „Es muß eine traurige Sache geweſen ſein. Ich kann das wohl verſtehen, denn ich lehne nun ſchon fünfzehn Jahre hier und möchte zu meiner Schäferin hinüber — aber es geht nicht, weil ich doch feſtgewachſen bin wie ſie, und weil die Tinte zu tief iſt. So ähnlich wird es wohl auch bei ihm ſein; Leute wie wir leiden alle an zu ſteifer Haltung; wir ſehen zwar das Glück, aber faſſen können wir es nicht.“

Der Puderchineſe nickte. „Hat er wieder Gedichte gemacht?“

„Ach nein! Heute zum Beiſpiel ſaß er da am Tiſche, hatte das Papier vor ſich und hielt die Feder in der Hand, aber ſchreiben konnte er nichts,

wenn er auch zehnmal eintauchte. Sondern er starrte immer über uns weg in die Kerzenflamme — und seufzte."

„Ja!" sagte der Chinese, „das habe ich gehört. Und dann sprang er auf, riß seinen Mantel aus dem Schrank und rannte weg, immer hinaus in den strömenden Nachtregen. So etwas nennt man unglückliche Liebe."

„Das muß ich wissen!" erwiderte der Porzellanschäfer kläglich und warf einen sehnsüchtigen Blick zu seiner Belinde hinüber; „die Menschen haben es dabei immer noch besser als wir: sie können wenigstens aufstehen und in die Nacht hineinrennen, oder ins Wasser gehen, wenn es gar zu schlimm ist. Ich, wenn ich nur könnte, hätte mich kopfüber schon längst in die Tinte gestürzt."

„Na, na, na ..." sagte der Chinese mißbilligend, „ihr Deutschen nehmt solche Sachen immer gleich zu schwer. Wenn man so ruhig mit gekreuzten Beinen auf seiner Puderdose sitzt wie ich, dann kann man über solche starblinde Empfindsamkeiten nur lächeln. Lieber Gott — ihr tut ja gerade, als ob es auf der ganzen Welt nur eine einzige hübsche Frau gäbe! Aber ich weiß das besser und finde diese deutsche Verbohrtheit recht unpraktisch."

Die Schäfer seufzten und sahen den Philosophen zweifelnd an.

„Jawohl — recht unpraktisch. Es gibt so viele niedliche Schmetterlinge auf der Erde — warum kapriziert ihr euch darauf, gerade diesen einen aufzuspießen? Wenn ihr tot seid, werdet ihr euch ärgern über diese Dummheit, denn dann nützt euch eure ehrliche Liebe auch nichts mehr. Alles muß hinunter, oder, wie ich es selber von der Pompadour gehört habe: après nous le déluge ..."

„Hol's der Teufel!!" sprach Friedrich laut im Schlafe und drehte sich auf die andere Seite.

„So kann man auch sagen —" meinte der Chineſe, „und es ist ganz dasselbe. Ich denke, er wird schon noch gescheit werden."

Draußen stand schwarz und kalt die rauschende Regennacht. Die Linde schauerte frostig unter den Stößen des Windes und schlug ihre nassen Blätter gegen die gewölbten Fensterscheiben. Der Chineſe nickte. —

Am Morgen wollte Friedrich mit dem gewohnten Seufzer aufstehen. Aber er holte nur tief Atem — schwieg und blieb nachdenklich auf dem Bettrande sitzen.

Eigentlich war es ganz richtig, was ihm in

sehen, wer darin saß. Dann kam ein langer Leiterwagen mit Leuten, die laut redeten und lachten und überaus gutgelaunt und leichtsinnig waren. Und hinterher schwankten mehrere hochbepackte und breite Lastwagen, über deren Fracht geheimnisvoll graue Leinentücher gedeckt waren.

„Aha!" sagte der Mann am Tore, ließ in ehrsam bürgerlicher Fürsorge den schwarzweißen Schlagbaum herunter und wartete mit bedeutender Gelassenheit, bis die Karawane vor seinem gesetzlich angeordneten Hindernis haltmachte.

Der Schlag der Kutsche tat sich auf, und ihrem geräumigen Innern entstieg ein sehr großer und sehr beleibter Herr, der einen knallroten Rock mit Goldborten trug und nicht eben erbaut schien über dieses Mißtrauen bezeugende Hemmnis, das ihm der Torwart quer über den Weg sperrte.

Es gab ein verdrießliches Hin und Her zwischen dem rotrockigen Herrn und dem Wächter, die Pässe wurden peinlich visitiert, und schließlich endigte die Unterhaltung damit, daß der Schlagbaum vorsichtig geschlossen blieb und der Torwart dem Herrn den Weg zum Rathause wies. —

Dort saß der Stadtschreiber Berg in seinem Amtszimmer und starrte vor sich hin. So leicht war es doch nicht, das Leben beim bunteſten

Zipfel zu faſſen und luſtig zu ſein, wenn einem dabei das Herz blutete; in ſeine Akten hatte er ſich dann vergraben wollen — aber immer wieder liefen ſeine Gedanken zu jener Stunde zurück, da er zwiſchen goldenen Feldern aus Lilas Wagen geſtiegen und davongegangen war in zorniger Verbitterung. Und jedesmal, wenn er daran dachte, wie die Gräfin ihn von ſich gewieſen hatte, zog ſich ihm eine harte Falte um den Mund. Vor einer Weile noch hatte er mit einem Bittſteller verhandelt; der Kerl mußte eine Stunde warten, bis es dem Stadtſchreiber gefiel, von ſeinen Akten aufzuſehen und ihn an die Barriere heranzuwinken, die den Amtsſchreibtiſch von der gemeinen Welt des Pöbels trennte; ſonſt war Friedrich liebenswürdiger und geſchwinder geweſen, aber jetzt — warum ſollte er der einzige ſein, dem das Leben hart in die Seiten ſtieß?

Aber nun pochte es mit ungewöhnlichem Selbſtbewußtſein an die Türe, ſo daß Friedrich faſt erſchreckt »Herein!« rief.

Es trat der Mann im roten Rock über die Schwelle. Er machte eine Verbeugung und ſprach: „Ich bin der kurfürſtlich ſächſiſche Hofkomödiant Johann Baum!“

Tür, neigte den gepuderten Kopf vor lauter Demut und Befangenheit ein wenig zur Seite — und blickte den gestrengen Stadtschreiber so bittend und schelmenhaft aus ihren grauen Augen an, daß dieser Stadtschreiber geschwind aufstand und ihr sogar das Türlein an der Barriere öffnete, damit sie nicht da stehen bleiben müsse, wo gemeinhin die Leute warteten.

Aber dann setzte sich Friedrich in Positur, räusperte sich und sprach: „Setze Sie sich! Und was will Sie?"

„Ach —!" sagte die kleine Niedliche und blitzte ein wenig zu ihm herüber.

„Hm!" antwortete er auf diese deutliche Auskunft; und dachte: es sei doch recht gut, daß man den schönvioletten Rock und das neue Jabot angetan habe; und so hübsch war dieses verteufelte kleine Frauenzimmer, daß man vielleicht etwas höflicher mit ihr reden müsse. „Also, was haben Sie für Wünsche, liebe Mamsell?"

„Ach!" sagte sie wieder und sah ihn wieder höchst gefährlich an, „Sie sind bestimmt nicht derselbe, mein Herr, der heute morgen unsern Direktor so grob angefahren hat ..."

„Nein!" erwiderte Friedrich voll Unschuld, „nicht, daß ich wüßte."

Sie lächelte. Nein, wie sie lächeln konnte! Kleine Grübchen bekam sie dabei und zeigte so hübsche kleine Zähne... Friedrich rückte unwillkürlich ein wenig näher zu ihr, und sie blieb harmlos sitzen. Und dann sagte er gönnerhaft: „Wir haben soeben über Ihre Angelegenheit beraten und haben beschlossen, daß Sie natürlich hier Schaustellungen halten dürfen — und zwar im Stadthaussaale. Aber nur unter einer Bedingung, liebes Kind; nämlich: daß alle Ihre Mitglieder sich den Städtern gegenüber anständig und entgegenkommend aufführen — nicht wahr?"

„Aber ja!" sagte sie glückselig, und ließ zum Zeichen ihres Entgegenkommens die Rose fallen, die sie neben dem Fächer in der Hand trug.

Der Stadtschreiber bückte sich schleunigst und legte die Rose neben sich auf den Schreibtisch. „Ich werde Ihnen also den Erlaubnisschein ausschreiben." Eine Minute kritzte die Feder über das Papier, dann schüttelte er das Streusandfäßlein darüber und stand auf. „Hier, meine artige — nun?"

„Dorine!" sagte sie. —

Und am Abend stand Friedrich Berg am Fenster seines Dachstübchens und hielt eine Rose in der Hand. Er wollte sie in die kleine Meißner

nur von verkleideten Männern, wie das früher Sitte gewesen war.

Ja — und eben das war der große Verderb: daß nun auch Frauenzimmer da oben auf den Brettern mit herumspringen durften. Da war vor ein paar Jahren die berühmte Bande hier gewesen — der Stadtsoldat schüttelte noch heute den weißen Kopf, wenn er an die Unglaublichkeiten dachte, die damals eine solche Frauensperson verursacht hatte; schier verrückt waren die Männer nach ihr gewesen — bis schließlich der Magistrat dem Unfug ein Ende machte und die ganze Bande mit Sack und Pack aus dem Tore wies.

Und diesmal war da auch wieder so ein brandstifterisches Individuum sichtbar geworden. Aber er, der Stadtsoldat, würde ein obrigkeitliches Auge auf sie haben und als Engel der guten Sitte vor ihrer Kammertüre stehen, sozusagen.

Da wurde er aus seinen Überlegungen herausgerissen. Er stellte sich breitbeinig zurecht, legte die Hand salutierend an den Hut und ließ die Ratsherren an sich vorübergehen. Das war der Bürgermeister Ackermann und der Stadtschreiber Berg, der alle öffentlichen Lustbarkeiten unter sich hatte, und noch drei oder vier Gemeinderäte.

Sie kamen über den Markt und schritten zwischen den Leuten hindurch, die neugierig die Wagen umgafften, hinauf in das Stadthaus.

Auf der Treppe rannten Kistenträger an ihnen vorbei und gefährdeten die behördlichen Puderköpfe. Oben im Saale lag alles Gerät bunt durcheinander, und mitten in dem Wirrwarr aus halboffenen Kisten und bemalter Leinwand stand Herr Johann Baum und schwang dirigierend sein spanisches Rohr, das er von des polnischen Königs Majestät als Zeichen besonderer Gnade zum Geschenk erhalten hatte.

Jetzt unterbrach er seine Regierung für eine Weile, hüpfte mit staunenswerter Gewandtheit über die um ihn hergestreuten Trümmer und eilte auf die Herren zu, begrüßte sie und sprach:

„Wir werden morgen die Ehre haben, den hochmögenden Ratsherren die Einladungen ins Haus zu senden zu unserer noch nie gesehenen und glanzvollen Eröffnungsvorstellung, und ich bitte schon jetzt um dero freundliche Zusage."

„Na!" sagte der Bürgermeister, „das können wir ja tun; was meinen Sie, Herr Kollege?" Er war sehr befriedigt von der Höflichkeit dieses kursächsischen Direktors und hatte sich genau überzeugt, daß dessen Diplom echt sei.

Und der kleine Ackermann packte gehorsam ein, fuhr in seinen ganz himmelblauen Rock und stieg hinter seiner blonden Frau die Wendeltreppe hinunter.

Nun schritten sie durch den reifen warmen Nachmittag und schwiegen in großer Freude über die wunderschöne Welt, die um sie her wuchs und strahlte. In den leise goldbraunen Weizenfeldern brannten die Blüten des Mohns und standen neben Kornblumen, die ausschauten, als ob sie der Sommerhimmel aus seinem seligtiefen Schoß über die Erde gestreut habe. Über den fernen Buchenwäldern flimmerte die Luft, und des Weges voraus glänzte die flache Kuppel des Schlosses Montabel in der summenden Hitze wie eine goldene Krone in grünem Samt.

In dem Pavillon auf der Mauer saß Lila von Esp und nickte zu den Freunden herab. Sie war blaß, schön und unbewegt wie ein Marmorbild. Jakob und Christel stiegen zu ihr hinauf.

„Nun denkt doch einmal ein Mensch aus der Stadt an mich und kommt heraus in meine Einsamkeit," sagte sie. „Nur einer ist in diesen letzten Tagen die Straße hergegangen — und das war ein Hanswurst. Je nun — mich deucht, als ob

das zu mir gehörte, weil mir die Welt als Narrenspiel erscheint."

Jakob sah sie verwundert an und verstand nicht. „Ein Hanswurst?"

„Es war wohl einer. Er hat Einladungen gebracht zu dem Komödienspiel, das morgen in der Stadt aufgetan werden soll; ich hab' den Zettel kaum gelesen — was braucht man ins Theater zu gehen, um Komödien zu erleben? Es gibt außerhalb des Schauspiels viel bessere und — rührendere." Lila lächelte ein wenig bei diesen letzten Worten, aber es war das Lächeln eines Menschen, der sein Herz damit zerschneiden will.

„Die Gräfin ist bei üblem Humor!" sagte Jakob bedauernd und in musikantenhafter Ahnungslosigkeit.

Aber Christine warf ihm einen Blick zu, vor dem er noch ein wenig kleiner ward. „Das verstehst Du nicht, Jakob. Männer können die Frauen überhaupt nicht verstehen. Geh in den Park und füttere die Schwäne, vielleicht fällt Dir dabei ein Lied ein." Worauf der Stadtorganist gelassen davontrottete.

Die Gräfin sah Christinen an und hatte ein unmerkliches Zucken um den Mund. „Sie

Wagen vor unſerer Tür halten! Sie werden ſchön, ſtrahlend, wundervoll ausſehen! Und Sie werden mich auffordern, in der Komödie mit Ihnen in Ihrer Loge zu ſitzen — nicht wahr?"

„Mir iſt auch nach Komödie...!" ſagte Lila und mußte doch leiſe lächeln über dieſes Zupacken.

„Gerade deshalb! — Jakob! Wir gehen heim. Die Gräfin wird morgen mit uns das Schauſpiel beſuchen." Und damit machte Chriſtel vor Lila einen artigen Knicks, erwiſchte ihren Organiſten und ging.

Lila ſah ihr kopfſchüttelnd nach — und lächelte noch.

Herr Johann Baum verſtand ſeine Sache. Ein wenig ſeiltänzerhaft mochte es ja geweſen ſein, daß er am Nachmittage den Hanswurſt durch die Gaſſen ſchickte und verkünden ließ, heute abend werde das Schauſpiel beginnen.

Aber den Stadthausſaal ſelber hatte Herr Johann Baum nach Kräften verſchönert. Schon auf der Treppe ſtanden kleine Birken und Fichten vor den kahlen Mauern. Im Saale ſelbſt hingen kunſtvoll geraffte rote Tücher an den Wänden,

und Kronleuchter mit blechernen Ollampen leuchteten auf die Bänke und auf die Seitenlogen, die ein wenig erhöht waren. Vorn hatte man die Bühne aufgerichtet: quer durch den ganzen Saal zog sich eine ziemlich hohe Leinwand, die zwischen sich und der Mauer den Raum schuf, in dem die Schauspieler sich schminkten und die Zeit ihres Auftretens erwarteten; sie war als römisches Forum zwar etwas phantasievoll, aber immerhin klassisch bemalt und verbarg, was hinter ihr geheimnisvolles vorbereitet wurde; der Titusbogen aber war aus diesem Forum herausgeschnitten, und an seiner Stelle faltete sich der Vorhang.

Herr Johann Baum wurde für seine treffliche Vorbereitung belohnt: in hellen Scharen kamen die Leute. Auch die Logen waren gut besetzt, denn Herr Johann Baum hatte unter der Hand verbreiten lassen: er sei einer von den dreihundert natürlichen Söhnen des hochseligen Königs August von Polen — und einen infolgedessen immerhin bemerkenswerten Mann wollte man gesehen haben; deshalb waren die Ratsherren und besonders die Ratsherrinnen alle gekommen, und auch ein paar bescheidene Landadlige hatten ihre Staatsgarderobe hervorgesucht, die zum

und von den sogleich ausbrechenden Tränen des alten Sampson in gefährlichem Maße angesteckt wurde, obwohl er noch nicht recht begriff, um was es sich eigentlich handle.

Friedrich aber saß neben ihm und hatte schmale Lippen.

Nur eine rote Samtschnur trennte ihn von Lila — von jener Lila, der er nie wieder begegnen gewollt, weil sie sein Herz betrachtet hatte, wie man einen Schmetterling betrachtet. Matt schimmerte das hohe Puderhaar in dem trüben Licht, und hinter der linken Schläfe war eine rote Rose dareingesteckt; dämmrig stand vor der hellen Bühne die Silhouette ihres Halses und ihrer Schultern — wenn Friedrich die ganze Bühne übersehen wollte, mußte er sich ein wenig vorbeugen. Aber er tat es nicht, sondern blickte versunken auf die halb von ihm gewendete Lila. Halb von ihm gewendet... oh nein, Lila von Esp tat nichts halb, sie war zu geschmackvoll dazu. Und nun saß sie vor ihm, schön und in marmorner Unbewegtheit und sah reglos nach der Bühne, als ob keiner hier sei, zu dem sie sich an einem Rosentag herabgeneigt habe...

Sie blieb auch reglos, als sich plötzlich alle Hälse reckten und Jakob Ackermann vor Erwar-

tung schier über die Logenbrüstung hinausfiel. »Still, sie kömmt,« flüsterte der verwüstete Mellefont, »wie schlägt mir das Herz —«

Aus der Kulisse trat Miß Sara Sampson.

Dorine!

Dorine! Friedrich hob das goldene Lorgnon, das er heute zum ersten Male seit der heiteren Straßburger Zeit aus dem Kasten genommen hatte.

Dorine! Matt himmelblau, übernächtig, verweint, süß und tugendhaft in verlorener Unschuld — und so rührend verführt, daß einem das Herz wehtat. Eine seltsame Mischung von willenlosem Schmerz und flehender Seelenangst.

Friedrich sann: die da spielte Komödie, aber sie spielte so echt, daß man sah: sie wußte diese Komödie aus ihrem eigenen Herzen, sie konnte sich so hingegeben zeigen, weil sie es nicht geschmacklos fand, zu fühlen. Und nur durch eine rote Samtschnur von ihm getrennt saß eine ewig Unbewegte, der das eiskalte Lächeln der Erkenntnis auf den Lippen lag, das alle sanfte Wärme sterben ließ.

Aber von jener Heißbewegten stand eine rote Rose auf Friedrichs Tisch und hatte sich über Nacht blütenschwer aufgefaltet ... Auch sie würde

hinüber und sagte ziemlich laut: „Was meinst Du dazu, Jakob? Derlei Gefühle sind recht lächerlich.“ Und die, zu der hinüber diese Worte gezielt waren, hörte es wohl, aber sie blieb unbewegt und schloß eine schmerzliche Sekunde lang die schweren Lider.

Solange das Schauspiel dauerte, sprachen Friedrich und Lila nicht mehr miteinander. Aber als der Vorhang sich zum letzten Male geschlossen hatte, als Dorine das Opfer ihrer sentimentalen Liebe geworden war, und als Jakob in Tränenströmen aufgelöst neben Friedrich schluchzte, als ob er nicht der Stadtorganist Ackermann, sondern Sir William Sampson sei — da trat Christel heran und sah dem Stadtschreiber scharf in die Augen.

„Auch wir haben uns lange nicht mehr gesehen, Friedrich!“

„Man hat zu tun — eben jetzt wieder die Arbeit mit den Komödianten.“

Sie nickte bedeutsam. „Ja! Du wirst Dich sehr um sie kümmern — nicht wahr? Aber deshalb solltest Du nicht unartig gegen Deine alten Freunde sein. Warum kommst Du nicht mehr zu uns und warum gehst Du nicht mehr nach dem Schlosse Montabel? Wir wollen sehen, ob

nicht die luſtigen Zeiten ſich wieder herauflachen laſſen."

Friedrich wandte ſich zum Gehen, aber Chriſtine hielt ihn zurück.

„Alſo wirſt Du zu uns kommen! Jakob wird Dich abholen. Nicht wahr, Lila?"

Aber Friedrich und Lila ſchwiegen und ſahen aneinander vorbei.

Dorine — jeden! Auf der Bühne werde sie durch die hübsche Larve zurückgedrängt, und das Publikum schaue nur diese Dorine an. Und der elegante Stadtschreiber Berg —

„Ah!“ sagte Herr Baum und begann zu verstehen.

— Berg säße jetzt bei Dorine! Aber Adelina würde das nicht länger dulden! Sie würde diesen Intrigen ein Ende machen ...

„Kann ich dafür, daß Sie nicht mehr hübsch sind?“ sagte Herr Johann Baum voll teutonischer Gemütsroheit, „scheren Sie sich gefälligst hinüber und schminken Sie sich an! Wer bei mir Unruhe stiftet, schnürt sein Bündel — so wahr ich kursächsischer Hofkomödiant bin. Blitz, Hagel, Donner!“ Und damit war die Audienz beendet.

Signora Adelina aber schlich mit heimlich wühlender Wut hinter das römische Forum und schielte voll Haß und Neid nach Dorinen hinüber, die vor ihrem Spiegel saß, ein wenig mit dem Rotstift über die Lippen strich und sich von dem eleganten Berg die Spange des Schuhes zuknöpfen ließ.

„Ich will Dir leuchten!“ sagte die Adelina katzig und trat mit der Öllampe hinter Dorine.

Aber Friedrich richtete sich auf und drängte den Arm weg, der die Flamme so dicht an Do-

rinens Haar hielt. „Wir ſehen ſchon genug!“ ſprach er und ſah der Italienerin ſcharf in die Augen.

„Oh — ich dachte nur . . .“ ſagte die und machte ſich betreten davon.

Dorine ſah ihr ängſtlich nach. „Dieſes Frauenzimmer wird mich aus lauter Mißgunſt noch einmal umbringen.“ Friedrich lachte ſie aus; und wirklich ſchien die wütende Marwood ſich zu beruhigen, denn nach ein paar Tagen tröſtete ſie ſich mit dem Stadtbalbier, der auch etwas von der Medizin verſtand und bisweilen zur Ader ließ . . . und das hatte Adelina ſehr nötig.

Tante Cornelie ſtand kopfſchüttelnd in Friedrichs Stube und hatte eben ein Päckchen auf den Tiſch gelegt; ſie ſah zu ihrem Neffen hinüber, der am Fenſter lehnte und friſches Waſſer in die Vaſe mit den Roſen goß. „Schon wieder ein ganzes Pfund Puder hab' ich für Dich kaufen müſſen!“ ſprach Cornelie mit ſanftem Vorwurf, „wie viele Taler magſt Du wohl im Jahre für derlei Tand ausgeben?“

Friedrich lachte. „Ich rechne das nicht nach, liebe Tante.“

„Das iſt ſehr unklug von Dir, lieber Friedrich!“

sagte Cornelie eifrig, „denn ein guter Wirt muß Bescheid wissen über sein Geld und darf nicht so leichtsinnig in den Tag hineinleben. Kannst Du vielleicht auf diese Weise etwas zurücklegen für Zeiten, in denen Du es brauchen wirst? Und diese Zeiten werden kommen — denke bloß daran, was werden soll, wenn Du einmal heiratest. Du brauchst mich darum nicht gleich auszulachen, denn ich meine es gut mit Dir."

„Das weiß ich, liebe Tante. Aber wie können Sie von Heiraten sprechen, wo ich garnicht an solche Streiche denke?"

„Streiche?" sagte sie gekränkt, „Streiche? Ich und Amalie und Aurelie wären froh, wenn wir solche Streiche hätten machen können, Herr Stadtschreiber! Streiche? Ich denke, Du machst ohnehin welche, und zwar dümmere —"

„Wie?"

„Nun, ich schweige ja schon. Jugend hat keine Tugend. Aber wie steht es mit Deinem Gelde?"

„Wenn Sie es durchaus wissen müssen, liebe Tante," sagte Friedrich und ging an seine Schublade, „so will ich Ihnen verraten, daß in diesem ehrenwerten Beutel dreihundert Taler sind. Genügt Ihnen das?"

„Du bist ein Sappermenter!“ sprach die Tante Cornelie voll Bewunderung, „und ich will ganz gewiß nichts mehr sagen.“ Damit schob sie sich einigermaßen begossen zur Tür hinaus und ließ Friedrich mit seiner Rosenvase allein.

Der machte ein nachdenkliches Gesicht. Merkwürdige Sachen hatte die gute Alte da herausgeplaudert; daß er viel Geld ausgebe für Tand — nun, das war richtig. Lieber Gott — warum sollte man dieses Leben nicht so angenehm wie möglich machen? Noch eine kurze Spanne Zeit — und die Rosen waren verblüht, hingewelkt, hinabgeweht. Dorine würde ihre zärtliche Rolle eines Tages zu Ende gespielt haben, ebenso wie Lila sie zu Ende gespielt hatte ... Lila — war ihre Rolle wirklich zu Ende?

„Ja!“ sagte Friedrich in hartem Eigensinn und verschloß sich damit gegen die heimliche Stimme, die ihn immer und immer wieder an die schöne, blasse Gräfin mahnte und ihm immer wieder sagte: er brauche nur einen Schritt auf seinem Wege zurückzugehen, um Lila wiederzufinden.

Freilich würde Dorine eines Tages nicht mehr in seinem Leben stehen ... »Streiche« hatte Tante Cornelie gesagt? Friedrich biß sich auf die Lippe. Wen hatte sie damit gemeint? Dorine?

Er stellte die Rose beiseit und ging auf und ab; das wäre eben nicht angenehm, wenn man etwa schon in der Stadt davon sprach, daß der Ratsherr Berg mit der Komödiantin schön tat; freilich klatschten die Bürger erfreut über alles — aber wenn Friedrich daran dachte, daß vielleicht auch Lila um diese Affäre wüßte ... fort damit! Was ging ihn Lila von Esp noch an? Sagte sie nicht selber, daß das Leben ein sinnloser Wirbeltanz bunter Herbstblätter sei nach der Melodie, die der wehende Wind sang? Alles ging vorbei, alles. Es war so gleichgültig, was auf Erden blühte und geschah; denn es mußte ja alles hinunter. Mit seiner Liebe zu Lila von Esp hatte dieses Hinuntergewehtwerden begonnen; so süß und schön war diese Liebe gewesen — und war doch vorbei. Was lag nun an all dem andern, das noch kommen konnte? Eigentlich war diese Zwecklosigkeit zum Tode traurig — aber man würde eben über sie hintanzen, wie man durch das ganze Leben tanzte: mit Anstand und guter Haltung. Auch darin lag ein Heldentum; denn nicht jeder mochte sich so in der Gewalt haben, daß er einer Schauspielerin ein verliebtes Lied sang und dabei auf dem Grabe seines Herzens stand. Aber es war ja alles so gleichgültig.

Jakob trat in die Stube.

„Unbegreiflicher Mensch!“ sagte er und rollte seine blauen Augen, „was ist aus Dir geworden? Wo steckst Du den lieben langen Tag, und was machst Du abends?“

„Ich lebe,“ antwortete Friedrich gelassen, „oder vielmehr: ich werde gelebt; denn man sollte von sich nie anders reden als in der leidenden Form — man tut ja nie etwas, sondern es geschieht einem nur: man wird geboren, man wird erzogen, man wird geliebt — bloß sterben kann man von selber, das ist die einzige Freiheit, die der Mensch noch hat; aber wenn er sie sich einmal nimmt, dann kannst Du Dich darauf verlassen, Jakob: der Weg zu ihr ist ihm sauer genug geworden.“

„Du bist in vortrefflicher Laune!“ sagte der kleine Musiker kopfschüttelnd.

„Das kann ich auch, Ackermann, denn ich habe den Urgrund aller Weisheit gefunden.“

„Und der wäre?“

„Daß alles bejammernswert dumm ist.“

„Immer besser!“ sagte Jakob und hatte ein aufziehendes Gewitter in der Stimme; aber dann lächelte er plötzlich sehr freundlich und sagte

ganz sanft: „Weißt Du was, Friedrich? Ich wollte, ich hätte Dich einmal hier vor mir auf dem Stuhle sitzen und könnte Dich so recht nach Herzenslust ohrfeigen, pitsch — patsch, rechts und links, immer lustig, bis Dein Kopf aussieht wie ein Kürbis und alle Motten herausgeklopft sind. Ja, das wollt' ich. Denn, Du Lump, Du ganz infamer, niederträchtiger, undankbarer — siehst Du denn nicht, wie schön die Welt um Dich herum ist, und wie Dir die Liebe aus allen Ecken entgegenblüht als rotes Rosengerank? He? Wie eine Binde hast Du Dir Deine höchst albernen und kindischen Gedanken vor die Augen geschlungen und bildest Dir nun mit großer Mühe ein, alles um Dich her sei nachtdunkel und häßlich. Aber ich wollte Dich ohrfeigen, daß Dir diese Binde sehr plötzlich von den Augen fliegt, Du Gedankenschwächling!"

Friedrich sah ihn an und nickte. „Du hast gut reden, kleiner Ackermann. Du hast erwischt, die einzig für Dich paßte. Aber ich —"

„Ja, Du Tropf! Du bist drauf und dran, Dir die entwischen zu lassen, die einzig für Dich paßt. Ich will zugeben, daß ich manchmal den Wald vor Bäumen nicht sehe; aber diesmal müßte einer ja so hirnverbrannt sein, wie Du, wenn er

nicht erkennen wollte: daß die wunderschöne Lila von Esp Dich liebt —"

„Man hat Proben davon!" sagte Friedrich bitter, „hast Du mir noch etwas zu sagen?"

„Allerdings!"

„Dann sag' es draußen — ich habe heute keine Laune dazu, verstehst Du?"

„Schön!" schrie da der kleine Ackermann in heller Wut, „herrlich! Ich gehe schon, Du Dummkopf! Aber vorher soll ich Dir noch ausrichten: daß heut abend Lila von Esp bei uns auf Dich wartet — hast Du gehört? Adieu!" Und damit rannte er hinaus und knallte die Tür hinter sich zu, daß die Fensterscheiben klirrten.

Am Abend schritt Friedrich Berg nach dem Markte. Zwischen den Häusern lag die graue Dämmerung; am Himmel hingen schwülblunkle Wolken unter freudlosem Grau. Hinter den Fenstern wurden die Lichter angetan, und die Türen schlossen sich vor der nahen Nacht.

So einsam war es heute in den Gassen — sonst liefen um diese Zeit die Leute nach dem Stadthaus in die Komödie; aber heute wurde nicht gespielt, und alles lag in stummer Verlassen-

heit, dämmerig, trocken, und wartete auf die Nacht und den Regen, der schwer und dunkel am Himmel hing und noch zauderte.

Friedrich hatte seinen weiten grauen Wettermantel mit den vielen gestuften Krägen angetan und sich den Hut tief in die Stirn gedrückt. Man mußte vorsichtig sein, wenn die Leute schon von Streichen redeten.

Als er am Ende der Gasse stand und der Markt sich vor ihm öffnete, kam ein Jagdwagen vom östlichen Tore heraufgerollt und fuhr quer über den Markt. Er hielt vor Sankt Alban, und der Stadtschreiber wußte trotz der Dämmerung, wer da ausstieg.

Also war sie doch gekommen, und Jakob hatte nicht ärgerlich irgend einen Unsinn herausgeprustet, als er heute morgen sagte: Lila von Esp werde auf Friedrich warten.

Jetzt flimmerte oben im Turm das Lichtlein auf — nun war die wunderschöne, blasse Gräfin wohl in die Stube getreten und umarmte Christel und sprach — — ja, was würde Lila von Esp wohl sagen? Vielleicht schwieg sie und schaute im Zimmer umher, ob Friedrich vielleicht schon da sei; denn Jakob hatte ja davon geredet, daß — —

Haha! Über den lächerlichen, lächerlichen Ge-

danken! Lila von Esp, die schöne, blasse, ewig unbewegte sitzt im Turme von Sankt Alban und wartet auf einen Stadtschreiber! Und dieser alberne kleine Musiker bildete sich gar ein: Friedrich habe ihm diesen Unsinn geglaubt! Aber eine recht saubere Idee war es — man möchte wissen, wer darauf verfallen ist: der arme törichte Stadtschreiber tritt in die Stube, trägt sein totgequältes Herz in der Hand und hofft und zittert, daß eine da sei, die dieses Herz mit einem freundlichen Sonnenblick aus goldbraunen Augen wieder heile; ja, da steht er nun in lächerlicher Verlegenheit wie ein schüchternes Kind, hält sein Herz in der Hand — und am Tische sitzt mit hochmütig blassen Lippen und eiskalten Augen Lila von Esp und denkt: was das doch für ein gelungener Streich sei, und wie gut es doch sei, daß sie diesen täppischen Menschen noch zu rechter Zeit erkannt und abgewinkt habe.

Ein guter Witz! Aber Friedrich Berg wird sich hüten, auf das Eis tanzen zu gehen...

Ganz dunkel war es nun geworden, und die ersten schweren Tropfen fielen aus der schwülen Nacht. Friedrich nickte zu dem flämmernden Lichtlein hinauf und wollte heimgehen; heim in die einsame Dachstube, in der Rosen auf dem

Tische stehen — Rosen, die ihm ein heißeres Herz schenkte als das da oben.

Eine Weile stand er noch überlegend, und dann schritt er nach der Gasse, in der Dorine wohnte.

Nun ja, oben wartete Lila auf ihn — aber es war ja alles so gleichgültig.

Da war das niedere Haus. Ganz in dicke Finsternis stand es gehüllt; Friedrich tastete nach der Tür und zog am Klingelgriff.

Aber da fuhr ihm eine harte Faust in den Nacken und es packte ihn einer am Mantelkragen — „Das wird er bleiben lassen, Musjeh!" sagte eine rauhe Stimme.

Eine Blendlaterne spie ihren Strahl aus — gerade in sein Gesicht — — und sank erschrocken.

„Je!" stotterte der Stadtsoldat entgeistert, „der Herr Stadtschreiber ... entschuldigen Ihro Gnaden — nur — — ich dachte ..."

„Scher Er sich zum Teufel und halt Er das Maul!" sagte Friedrich wütend. Dann trat er in das Haus.

Die kursächsische Hofkomödiantenbande wollte abermals das Trauerspiel Miß Sara Sampson aufführen, durch das der junge Gotthold Ephraim Lessing so berühmt geworden war;

denn im Publikum trug man großes Verlangen danach, und erst gestern hatte Herr Johann Baum wohl ein Dutzend Zettel zugeschickt bekommen, auf denen geschrieben stand »Spielen Sie noch einmal Miß Sara Sampson, mit der reizenden Dorine«, oder »Zeigen Sie uns die göttliche Dorine noch einmal als Sara«, und dergleichen. Herr Johann Baum schmunzelte, als er das las, und nahm sich vor, demnächst ein Benefiz für die kleine Dorine zu geben, um sie für ihre kostbare Anziehungskraft zu belohnen.

Und wirklich war es erstaunlich, welche Menge freundlichgesinnter Bürger diese Dorine zu ihren Verehrern gemacht hatte! Schon eine Viertelstunde vor dem angezeigten Beginn war kein Platz mehr zu haben, ja sogar in den Gängen und auf dem Treppenabsatz standen die Leute und wollten die liebliche, tugendhafte und so entzückend verführte Miß Sara sehen. Natürlich saß auch der Herr Stadtschreiber in seiner Loge und sah vornehm und elegant aus wie immer; Herr Baum betrachtete ihn durch das Löchlein in der Säule des Vespasiantempels und hatte seine eigenen Gedanken. In diesen Berg hatte sich die kleine Dorine wahrhaftig verliebt —

daran konnte man nicht zweifeln. Wenn es ein anderer gewesen wäre, so würde Herr Johann Baum erhebliche Bedenken gegen gewisse abendliche Visiten gehabt haben, von denen er gehört hatte; aber, wie gesagt, der Stadtschreiber — ... Herr Baum erinnerte sich an seine erfreulich gefüllte Kasse und schlug alle moralischen Bedenken zu Tode.

Dann winkte er dem getreuen Diener Waltwell, zog den Vorhang auf und hatte sich plötzlich in den stets trostlosen Vater Sir William Sampson verwandelt. Das Publikum war in günstigster Laune, und Baum ahnte einen niedagewesenen Erfolg.

Hinter den Kulissen wartete er dann auf den Eindruck, den Dorine heute machen würde. Sie betrat die Bühne — und wurde mit tosendem Beifall empfangen, noch ehe sie ein Wort geredet hatte! Herr Baum schmunzelte abermals: wie dieses niedliche Frauenzimmer doch bei den Männern reüssierte! Freilich — sie selber war sehr verliebt in den eleganten Berg; fast zu sehr, und sie machte ja gar kein Hehl daraus!

Nun sprach sie. »Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —« und sah dabei nicht etwa den Mellefont, sondern den

Stadtschreiber Berg an mit einem Blicke, der Herrn Johann Baum den Kopf schütteln ließ; nun nannte er sich schon zwanzig Jahre Direktor — und nie waren seine Aktricen gescheiter geworden ...

Nach dem Ende des ersten Aufzuges raste das Publikum bereits vor Entzücken! Es war, als ob man sich vorgenommen habe, heut alles an Dorinen unübertrefflich zu finden. Als sich der Beifall endlich gelegt hatte und Dorine ein wenig erschöpft vor ihrem Spiegel saß, trat Herr Johann Baum zu ihr und beglückwünschte sie; das war eine Auszeichnung, wie sie noch kaum jemand von der Truppe erfahren hatte. Signora Adelina sah es und erbleichte vor Haß und Neid. Sie trat unvermerkt heran und legte dem Direktor die kalte Hand auf den Arm.

„Würden Sie auch mich loben, wenn ich mit dem Publikum so schamlos äugelte?"

Dorine wurde unruhig und wollte sich fast fürchten vor den unheimlich dunklen Augen der Italienerin. Sie sah hilfesuchend zu Baum auf. Der sagte ärgerlich: „Was wollen Sie schon wieder, Adelina? — Hab' ich nicht neulich erst gesagt, daß ich mir dergleichen Gehässigkeiten in meiner Truppe verbitte? Was fangen Sie

schon wieder damit an? Wollen Sie durchaus hinausgeworfen sein?"

Die Signora duckte sich erschreckt, aber in ihren Augen blitzten Dolche. „An mir liegt ja nichts —" zischte sie, „ich kann ja verhungern, wenn nur das Puppengesicht genug Anbeter hat."

„Schäme Dich!" sagte Dorine empört, „neidische Vettel!"

Gerade noch erwischte Baum die Italienerin bei der Schulter und hielt sie zurück — — „an die Vettel sollst Du Dich erinnern, bestia!" schnaubte die wutvolle Adelina und zerrte auf Dorinen zu.

Aber der Direktor hielt sie fest. „Morgen verschwinden Sie — verstanden? Und jetzt auf die Bühne!" Er stieß die Signora hinaus und suchte Dorinen zu beruhigen.

Dorine seufzte geängstigt, hockte während des ganzen zweiten Aufzugs zitternd auf ihrem Stuhl und hörte draußen die Marwood toben. Ein Glück, daß Mellefont der Rasenden den Dolch entwand —

Und noch immer zitternd trat Dorine im vierten Akte der Nebenbuhlerin gegenüber.

Jetzt kam die große Abrechnung der verstoßenen Marwood mit Miß Sara.

Eine unheimliche Erwartung laſtete in dem Theater. So unheilvoll echt ſtand das gefährliche Weib vor dem blaſſen Mädchen, und ſo quälend echt holte ſie langſam zu dem niederſchmetternden Schlag aus, daß ſich eine herzklopfende Stille auf die Zuſchauer legte.

Die heiße Luft bebte in heimlicher Angſt, und die Ahnung einer plötzlich aufbrechenden Kataſtrophe hing mit ſchreckvoll ſchwarzen Fledermausflügeln in dem Raum.

Die Leute ſaßen mit gereckten Hälſen, lauſchten atemlos auf die kaltverdeckte Wut der Marwood und krampften die Finger ineinander; keiner ſah mehr das Theaterſpiel — und jeder zitterte vor irgend einer grauſamen Wirklichkeit, die kommen mußte — mußte — — halb ohnmächtig vor Angſt lehnte Dorine in ihrem Seſſel und zwang ſich mühſam zur Faſſung.

Herr Johann Baum ſah es und ging nach der Schnur, die den Vorhang hielt. Wenn Dorine jetzt ohnmächtig wurde bei dieſer wahnſinnig drohenden Grauſamkeit in dem Spiel der Italienerin — dem Direktor ſtand kalter Schweiß auf der Stirn.

Und jetzt —

Die Adelina richtete ſich hoch auf. »Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine

verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen wahrscheinlicherweise Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben? — — — — — Oder — — wie ist das mit dem galanten Stadtschreiber Berg?«

Ein erschrockenes Rauschen im Saal —
Dorine brach ohnmächtig zusammen.
Der Vorhang fiel.

Lilla von Esp saß in ihrem Zimmer, hatte die Hände im Schoß gefaltet und blickte hinaus in das graue Regengerieſel. Über dem naſſen Park ſtand nebelnd das kalte Sprühen des vorherbſtlichen Tages und deckte mißfarben zu, was jenſeits der Mauer von Montabel lag. So einſam und troſtlos in ſeiner verlaſſenen Schönheit ſchlief der Park — keine Brücke, kein Pfad führte den Blick hinüber nach der lebendigen Stadt; eine graue Traurigkeit rieſelte dazwiſchen.

In ſchweigenden Träumen von ſchwindender Sommerfreude ſtanden die marmornen Götterbilder am Weiher.

Tauſend und tauſend Tropfen fielen in das ſchwarze Waſſer und zogen abertauſend Kreiſe um ſich her, die ineinander überfloſſen und ſich zuſammenſchlangen im ewig neuen Spiele des Sichfindens — aber ſie vergingen im Augenblicke,

da sie sich berührten, und war ihre Spur nicht mehr. Der goldblaue Himmel schöner Tage, die Blüten seliger Stunden, der heiterstille Spiegel des Weihers — alles war vorbei, vorbei und hinabgeweht in den ewig leeren Abgrund der Vergangenheit. Nun kam das große Sterben über die Welt; wenn eines Tages dieser tötende Regen aufgehört hat, wird die Erde leuchtender stehen als zuvor, wird der Himmel reiner strahlen als ehedem — aber das Leuchten kommt von einem Sterbegewand, und das Strahlen vermag nicht mehr ein Leben zu erwärmen. Eine wehmütige Schönheit wartet auf die Welt — aber es ist doch ein Sterben, in dem alles hinabwandert in stillem Zuge.

Die Bäume des Parkes begannen schon licht zu werden; von ihrem Fenster aus sah Lila, wenn ein Wagen die Straße daherkam und durch Schlamm und Wasserlöcher vorwärtsknarrte. Die Postkutsche fuhr in trübseliger Nässe nach der Stadt und verschwand in dem grauen Gerieſel; mit der war Colin damals ins Leben gefahren und war von der tötenden Schwermut in Montabel genesen. Nur zwei ließ er damals allein, die der giftsüße Atem des Jahrhunderts zu sehr verdorben hatte, als daß sie sich zur Frei-

heit und Kraft zurückfinden konnten. Lila hatte wohl den Versuch gemacht, die Wunde zu heilen, die sie in einem unseligen Augenblicke geschlagen; aber der, dessen verbitterten Schmerz sie lindern wollte, war nicht gekommen.

Das war nun alles vorbei und hinabgeweht.

Jetzt löste sich ein langsamer Zug aus dem neuen Nebel und fuhr von der Stadt her an der Mauer entlang. Zuerst kam eine dichtgeschlossene Kutsche; dann ein langer Leiterwagen, über den ein gewölbtes Dach aus grauem Leinen gespannt war, das im Regen glänzte; und hinterher schwankten triefend ein paar hochbepackte, breite Lastwagen, sorglich überdeckt und in grämlicher Trauer — — das melancholische Grabgeleit einer gescheiterten Hoffnung.

Das waren die Komödianten. Lila wunderte sich ein wenig, daß sie jetzt schon weiterwanderten; aber sie hatten nun wohl alle ihre Späße und Empfindsamkeiten verbraucht und fanden keinen Beifall mehr in der Stadt. Sonderbar immerhin, daß sie nicht nach alter Sitte eine pomphafte Abschiedsvorstellung gegeben und die Einladung dazu nach Montabel herausgeschickt hatten. Nun, Lila von Esp wird das vielleicht übersehen haben, wie sie in diesen Tagen alles übersieht,

heit, dämmerig, trocken, und wartete auf die Nacht und den Regen, der schwer und dunkel am Himmel hing und noch zauderte.

Friedrich hatte seinen weiten grauen Wettermantel mit den vielen gestuften Krägen angetan und sich den Hut tief in die Stirn gedrückt. Man mußte vorsichtig sein, wenn die Leute schon von Streichen redeten.

Als er am Ende der Gasse stand und der Markt sich vor ihm öffnete, kam ein Jagdwagen vom östlichen Tore heraufgerollt und fuhr quer über den Markt. Er hielt vor Sankt Alban, und der Stadtschreiber wußte trotz der Dämmerung, wer da ausstieg.

Also war sie doch gekommen, und Jakob hatte nicht ärgerlich irgend einen Unsinn herausgeprustet, als er heute morgen sagte: Lila von Esp werde auf Friedrich warten.

Jetzt flimmerte oben im Turm das Lichtlein auf — nun war die wunderschöne, blasse Gräfin wohl in die Stube getreten und umarmte Christel und sprach — — ja, was würde Lila von Esp wohl sagen? Vielleicht schwieg sie und schaute im Zimmer umher, ob Friedrich vielleicht schon da sei; denn Jakob hatte ja davon geredet, daß — —

Haha! Über den lächerlichen, lächerlichen Ge-

danken! Lila von Esp, die schöne, blasse, ewig unbewegte sitzt im Turme von Sankt Alban und wartet auf einen Stadtschreiber! Und dieser alberne kleine Musiker bildete sich gar ein: Friedrich habe ihm diesen Unsinn geglaubt! Aber eine recht saubere Idee war es — man möchte wissen, wer darauf verfallen ist: der arme törichte Stadtschreiber tritt in die Stube, trägt sein totgequältes Herz in der Hand und hofft und zittert, daß eine da sei, die dieses Herz mit einem freundlichen Sonnenblick aus goldbraunen Augen wieder heile; ja, da steht er nun in lächerlicher Verlegenheit wie ein schüchternes Kind, hält sein Herz in der Hand — und am Tische sitzt mit hochmütig blassen Lippen und eiskalten Augen Lila von Esp und denkt: was das doch für ein gelungener Streich sei, und wie gut es doch sei, daß sie diesen täppischen Menschen noch zu rechter Zeit erkannt und abgewinkt habe.

Ein guter Witz! Aber Friedrich Berg wird sich hüten, auf das Eis tanzen zu gehen...

Ganz dunkel war es nun geworden, und die ersten schweren Tropfen fielen aus der schwülen Nacht. Friedrich nickte zu dem flämmernden Lichtlein hinauf und wollte heimgehen; heim in die einsame Dachstube, in der Rosen auf dem

daran konnte man nicht zweifeln. Wenn es ein anderer gewesen wäre, so würde Herr Johann Baum erhebliche Bedenken gegen gewisse abendliche Visiten gehabt haben, von denen er gehört hatte; aber, wie gesagt, der Stadtschreiber — ... Herr Baum erinnerte sich an seine erfreulich gefüllte Kasse und schlug alle moralischen Bedenken zu Tode.

Dann winkte er dem getreuen Diener Waltwell, zog den Vorhang auf und hatte sich plötzlich in den stets trostlosen Vater Sir William Sampson verwandelt. Das Publikum war in günstigster Laune, und Baum ahnte einen niedagewesenen Erfolg.

Hinter den Kulissen wartete er dann auf den Eindruck, den Dorine heute machen würde. Sie betrat die Bühne — und wurde mit tosendem Beifall empfangen, noch ehe sie ein Wort geredet hatte! Herr Baum schmunzelte abermals: wie dieses niedliche Frauenzimmer doch bei den Männern reüssierte! Freilich — sie selber war sehr verliebt in den eleganten Berg; fast zu sehr, und sie machte ja gar kein Hehl daraus!

Nun sprach sie. »Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —« und sah dabei nicht etwa den Mellefont, sondern den

Stadtschreiber Berg an mit einem Blicke, der Herrn Johann Baum den Kopf schütteln ließ; nun nannte er sich schon zwanzig Jahre Direktor — und nie waren seine Aktricen gescheiter geworden ...

Nach dem Ende des ersten Aufzuges raste das Publikum bereits vor Entzücken! Es war, als ob man sich vorgenommen habe, heut alles an Dorinen unübertrefflich zu finden. Als sich der Beifall endlich gelegt hatte und Dorine ein wenig erschöpft vor ihrem Spiegel saß, trat Herr Johann Baum zu ihr und beglückwünschte sie; das war eine Auszeichnung, wie sie noch kaum jemand von der Truppe erfahren hatte. Signora Adelina sah es und erbleichte vor Haß und Neid. Sie trat unvermerkt heran und legte dem Direktor die kalte Hand auf den Arm.

„Würden Sie auch mich loben, wenn ich mit dem Publikum so schamlos äugelte?"

Dorine wurde unruhig und wollte sich fast fürchten vor den unheimlich dunklen Augen der Italienerin. Sie sah hilfesuchend zu Baum auf. Der sagte ärgerlich: „Was wollen Sie schon wieder, Adelina? — Hab' ich nicht neulich erst gesagt, daß ich mir dergleichen Gehässigkeiten in meiner Truppe verbitte? Was fangen Sie

verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen wahrscheinlicherweise Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben? — — — — — — Oder — — wie ist das mit dem galanten Stadtschreiber Berg?«

Ein erschrockenes Rauschen im Saal —
Dorine brach ohnmächtig zusammen.
Der Vorhang fiel.

Lila von Esp saß in ihrem Zimmer, hatte die Hände im Schoß gefaltet und blickte hinaus in das graue Regengerieſel. Über dem naſſen Park ſtand nebelnd das kalte Sprühen des vorherbſtlichen Tages und deckte mißfarben zu, was jenſeits der Mauer von Montabel lag. So einſam und troſtlos in ſeiner verlaſſenen Schönheit ſchlief der Park — keine Brücke, kein Pfad führte den Blick hinüber nach der lebendigen Stadt; eine graue Traurigkeit rieſelte dazwiſchen.

In ſchweigenden Träumen von ſchwindender Sommerfreude ſtanden die marmornen Götterbilder am Weiher.

Tauſend und tauſend Tropfen fielen in das ſchwarze Waſſer und zogen abertauſend Kreiſe um ſich her, die ineinander überfloſſen und ſich zuſammenſchlangen im ewig neuen Spiele des Sichfindens — aber ſie vergingen im Augenblicke,

weil es in ihrem Herzen so todtraurig und leer ist.

Die Wagen knarrten vorbei.

Und die blasse Lila von Esp saß allein, blickte in den rieselnden Regen und schauderte vor der Leerheit ihres Herzens, das gehofft hatte, Kraft zu finden, und nur von neuem die Erkenntnis gefunden hatte: daß die Menschen dieses bunten Jahrhunderts zu Grabe tanzten wie Herbstblätter im Wind — das alte Lied, das ewige Lied.

Schon wieder regte sich etwas in dem nassen Wetter. Es kam einer die Straße hergestapft mit hastigen Füßen und ohne Acht auf Schlamm und Wasserlachen. Große Stiefel hatte er an den kurzen Beinen, grub die Hände in die Taschen des weiten, langen Mantels und wühlte sich vorwärts bis zum Gittertore. Da stand er still und hob das Gesicht: es war Jakob Ackermann.

Nicht lange, so trat er zu Lila in die Stube und sah sie an aus verstörten Augen, in denen Schreck und Besorgnis standen wie huschende Flackerlichter. In seinem schwernassen Mantel setzte er sich auf den blauseidigen Stuhl; und sagte: „Wann waren Sie zum letzten Mal in der Stadt, Gräfin?"

„Seit dem traurigen Abend bei Euch bin ich nicht aus dem Schloſſe gekommen, Jakob.“

„Ja, ja. — Haben Sie die Wagen geſehen?“

„Die Schauſpieler? Vorhin.“

„Eben die. Sie ſind von heut auf übermorgen auf und davon; laſſen Schwefelgeſtank hinter ſich wie der böſe Geiſt.“

„Es hat etwas gegeben?“

Jakob riß den Mantel auf und wiſchte ſich die Tropfen von der Stirn. „Ob es etwas gegeben hat? Haha! Glauben Sie, ich renne zum Vergnügen hier heraus durch dieſes Wetter?“

„Nun?“ ſagte die Gräfin in angſtvoll geſpannter Ahnung und beugte ſich vor. „Wer?“

„Wer? Wer?“ wütete der kleine Muſiker los in ehrlicher Verzweiflung, „können Sie fragen? Wer iſt verrückt geworden? Wer läßt die wunderſchöne Gräfin von Eſp in Sankt Alban ſitzen, und — und geht zu einer Schauſpielerin?“

Da lehnte ſich Lila bleich zurück. „Dacht' ich's doch —“

Jakob ſtarrte ſie an. „Und das ſagen Sie ſo ruhig? So gelaſſen, als ob es ſich um irgend wen handelte?“

Die Gräfin nickte. „Ja, lieber Ackermann — nun, nun handelt es ſich um irgend wen!“ Dann

„Reden Sie nichts vom Ende!“ rief Jakob gequält. „Das ist es ja eben! Wie ein Gespenst mit grünschielenden Augen steht es mir im Gehirn — wissen Sie, was er mir neulich gesagt hat? Damals hab' ich kaum darauf gehört, aber heute klingt es mir schrecklich in den Ohren; schon neulich war er in seiner verzweifelten Laune, und da hat er gesagt: ›alles geschieht einem, alles; bloß sterben kann man von selber, das ist die einzige Freiheit, die der Mensch noch hat; aber wenn er sie sich einmal nimmt, dann kannst Du Dich darauf verlassen: der Weg zu ihr ist ihm sauer genug geworden!‹ Hören Sie, Gräfin? Der Weg, der Weg — ich fürchte fast: eben jetzt geht er diesen sauren Weg . . .“

Lila sprang zitternd auf. „Heiliger Gott — Jakob — — wenn das wahr wäre! Wenn Sie Recht hätten?“

Sie lief nach der Tür und riß an der Klingelschnur.

Der Diener trat ein.

„Den Wagen! Sofort! Sofort!“

Dann ließ sie den Musiker stehen und eilte in das Nebenzimmer. Jakob sah ihr tiefatmend nach: wenn hier jemand helfen konnte, dann war es Lila von Esp. »Nun, nun handelt es sich um

irgend wen« hatte ſie geſagt. Jakob nickte — ſo haſtet man nicht um irgend wen.

Mit Tuch und Mantel kam die blaſſe Gräfin wieder, lief vor Jakob den Flur entlang und die Treppe hinunter und ſprang in den Wagen.

In ſcharfem Bogen trabten die Pferde durch das Tor hinaus auf die Straße. Dann peitſchte der Kutſcher eine Höllenfahrt heraus. Schlamm und Waſſer ſpritzten an die Fenſter, der Wagen ſprang über die tiefen Löcher und taumelte in den krummen Geleiſen. Lila klammerte ſich mit kalten Händen an das Polſter, aber der kleine Ackermann wurde herumgeſchüttelt, daß ihm die Zähne klappten.

Da war die Stadt — das Tor — die Gaſſe ...

Die Gräfin ſtieß den Schlag auf und zog Jakob mit in das Haus. Der führte ſie die Treppe hinauf, grußlos vorbei an der erſchrockenen Cornelie — vor Friedrichs Tür.

„Entweder — oder!“ ſagte Ackermann zu Lila und klopfte an. Aber niemand antwortete. Er klopfte wieder, lauter und angſtvoller.

Da kam drin ein Schritt an die Tür. Sie atmeten auf. „Nun?“ ſagte Friedrich mit einer ganz ruhigen Stimme.

„Mach' auf, Friedrich! Ich bin's, Jakob.“

ein Ende gemacht werden sollte — wann war der rechte Augenblick? Damals, als Lila von Esp mir mit kühler Hand die Tür zum Glück verschloß, oder jetzt, da die Leute wegen irgend einer Lächerlichkeit des Lebens die Köpfe zusammenstecken? Ich denke: damals! Und hab' ich es damals nicht getan, so darf ich's auch heute nicht tun, ohne lächerlich zu sein. Man kann mit seinem Leben auch auf andere Weise abschließen."

Nun stand doch wieder die heimliche Angst in Lilas Augen, und die Gräfin wußte nicht, was sie auf diese letzten Worte sagen sollte. So seltsam ruhig sprach Friedrich und so geklärt — es war wie die Rede auf einem Grabe: er sprach, und die anderen standen stumm dabei, hörten ihn an, und mußten schweigen; keine Unsicherheit lag in dem, was er sagte, und mit keiner deutlichen Frage ließ sich auf seine Worte erwidern.

Und nun faltete er die Hände über dem Knie und sah der Gräfin gleichmütig in die Augen. „Warum sind Sie heute zu mir gekommen, Lila?"

Sie senkte den Blick. „Daß Sie so fragen können, zeigt mir: Lila von Esp hätte nicht zu kommen brauchen..."

Aber er schüttelte den Kopf. „Ich weiß: Jakob wird Ihnen von unruhigen Dingen geredet haben. Die Stunde, da Sie zu mir gekommen sind, schwebt leuchtend und heilig wie eine weiße Seerose auf dem schwarzfinsteren Leben dieser Tage. Sie haben mir dadurch den bitteren Gang erspart, der mich vielleicht zu Ihnen geführt hätte; und Sie haben mir dadurch gezeigt, daß Lila von Esp ein Herz hat — ein Herz, das verschleiert ist wie die Seele der Nacht, und das doch weich und sanftbewegt ist, wie der menschenumhüllende Mantel der Sternennacht. In dieser Stunde fällt alles von mir, was mich gegen Sie verbittert hat, und ich erkenne: was uns trennte, waren nicht Sie, war nicht ich, sondern es war das Leben selbst, die Welt, die Zeit — der Wind, der uns zueinander und wieder voneinander geweht hat in seinem ewigalten Spiel."

„Warum sagen Sie mir das gerade jetzt?" fragte Lila mühsam.

„Weil mir diese Stunde meine Seele öffnet. Glauben Sie mir, Lila: was mich trieb, mich zu verkriechen wie ein wundes Tier, war nicht die Scham vor dem zischelnden Gerede der Leute, sondern es war die quälende Frage: was wird die blasse Gräfin in Montabel zu diesen häßlichen

Lila von Esp aber fuhr in ihrem Wagen durch den rieselnden Regen nach Montabel zurück und weinte.

Gegen Mittag tat Friedrich Berg seine Tür auf und stieg die Treppe hinunter in das Wohnzimmer. Die Alten saßen um den Tisch und waren schon beim Essen; er setzte sich zu ihnen, redete von dem und jenem und vermied sorglich, das Gespräch auf die Ereignisse der letzten Tage zu führen. Sie gaben sich wohl zufrieden damit, dachten, daß auch dieser Sturm in den Gemütern der Bürger vergehen würde und waren froh, den Stadtschreiber so ruhig zu sehen.

Als aber das Mittagsmahl vorüber war, stand Friedrich auf und schüttelte ihnen allen die lieben Hände. „Es ist ein schlimmer Ärger durch mich über uns gekommen," sagte er, „es tut mir von Herzen leid."

Aber Tante Cornelie wischte sich die guten Augen und sprach: „Rede nicht weiter davon, Junge. Es wird sich alles wieder geben."

Der Stadtschreiber zuckte die Achseln, nickte ihnen noch einmal zu und stieg hinauf in sein Zimmer. Es wird sich alles wieder geben! Er zweifelte daran — und wenn auch nach zwei

Wochen niemand mehr darüber sprach — es war so beschämend, daß ein Ratsherr im öffentlichen Theater verhöhnt worden war... so zum Versinken beschämend war es. Und alle Leute, die nun in sein Amtszimmer traten, würden zwar eine höfliche Verbeugung machen — aber in ihren Augen würde er lesen: so lächerlich wie Dich hat uns noch niemand gemacht! Das Blut stieg ihm ins Gesicht, wenn er daran dachte.

Friedrich schaute in der kleinen Stube umher. Noch vor einer Stunde hatte die blasse, schöne Lila von Esp hier gesessen; aus Angst war sie zu ihm gekommen, aus Angst, weil ihr Herz ihn liebte. Und dann war sie fortgegangen, nachdem sie ihm aus wehmütiger Ferne ihr Herz gezeigt und ihm gesagt hatte, daß sie sich niemals finden könnten.

Als höchstes Gut war die Gräfin von Esp seiner wandernden Sehnsucht vorangeleuchtet — und eines Tages hatte sie ihn bedeutet: das höchste Gut ist nicht mit Händen zu erfassen, denn es ist die ewige Vergänglichkeit. Jetzt war der Zeiger an der großen Uhr des Lebens wieder um eine Minute weiter gerückt, der Zeiger, der nie rastete und nie ein Ziel fand, weil er sich ewig im Kreise drehte; wieder eine Minute war hinab-

geflossen in den nimmer mündenden Strom der Vergänglichkeit, und abertausend Minuten würden das gleiche tun — wie die rieselnden Tropfen des Herbstregens, der draußen durch das welke Laub rauschte. Und wieder ein Augenblick des wallenden Lebens war vorbei.

So einsam war es in diesem trüben Sterbelichte. Niemand ging durch die Gassen, niemand schaute am Fenster, niemand kam. Wer sollte auch kommen? Lila war voll Wehmut von ihm geschieden; Jakob und Christine saßen in ruhiger Sicherheit zu Sankt Alban und hatten im Bewußtsein ihrer Aufgaben und Pflichten die Kraft zum Leben gefunden; Colin — — Colin war davongegangen, hatte sich aus dem Wirbel hinschwindenden Lebens herausgerettet in strengen Dienst. Er war nicht hinuntergeweht in diesem schwermütig spielenden Tanze der Herbstblätter, sondern stand voll Lebenskraft auf fruchtverheißendem Boden. Es mochte ihm ein harter Entschluß gewesen sein damals, das traumstille Montabel und die blonde Christine zu lassen. Aber er hatte es gekonnt und hatte seine Aufgabe erkannt.

Und Friedrich Berg stand hier am Fenster, starrte in den Regentag und wußte, daß er schwach

war, weil er kein Ziel sah. »Ein Opfer des Jahrhunderts« sagte Lila von Esp und hatte Recht damit. Menschen, deren Herz weint vor Sehnsucht nach Schönheit und Anmut, können sich nicht zum Erhabenen einer Pflicht emporschwingen; sondern sie tanzen der bunten Vergänglichkeit in die Arme. Wozu noch sollte er das lächerlich verdorbene Leben hier aushalten? Mein! — davonfliegen im Wirbel, wie die Blätter der Rose, die an seinem Fenster stand und im Wind auseinanderfiel... Nun wehten die matten Blätter durch den Garten und auf die Gasse hinaus — vielleicht zogen sie der nach, die sie an ihrer Brust getragen hatte.

Dorine! Wo war sie wohl jetzt? In stummer Bestürzung war der Wagenzug durch das Tor gefahren, am Schlosse Montabel vorbei; hinein in das Leben, hinaus in die Welt. Und die sehnsüchtig schwebenden Rosenblätter flogen Dorinen nach, wie Friedrich Bergs Gedanken, weil sie nichts mehr in dieser Stadt zurückhielt —

Das war der Weg, den ihm das Leben, den ihm der Wind wies.

Friedrich trat vom Fenster zurück und ging in der Stube auf und ab. Er zog den Kasten auf und nahm daraus den Beutel; dreihundert Taler

waren darin »für Zeiten, in denen man es brauchen wird« hatte Tante Cornelie gesagt. Nun, diese Zeiten schienen eher gekommen zu sein, als sie gedacht hatte!

Friedrich schloß den Schrank auf und nahm seinen Reiseanzug heraus. Als er von Straßburg zurückkam, hatte er ihn zum letzten Male getragen; damals ließ er die strahlende große Welt hinter sich und zog nach einem vergessenen Winkel — und heute wollt' er diesen Winkel verlassen und in die Welt hinausziehen; strahlend würde sie freilich nicht sein für den einsamen Wanderer, aber das Leben würde wieder um ihn tanzen und ihn im Wirbel davontragen, wie es seine Aufgabe war.

So dunkel wurde es schon in diesen Spätsommertagen, wenn der Regen fiel! Die Sonne war beizeiten verloschen — was wollte sie auch in dieser schwermütigen Welt? Friedrich zündete die Kerze an, rückte das Tintenzeug zurecht und begann zu schreiben. Ein Brief war für die drunten in der Stube — er konnt' es ihnen nicht ersparen. Einer war für Jakob und Christine; die blonde Christine würde traurige Augen bekommen, wenn sie das Blatt in Händen hielt. Vielleicht hatte sie gehofft, daß Friedrich doch

noch den Boden finde, in dem er in Kraft wurzeln könne; aber sie wußte ja nicht, wie tief die Sehnsucht nach dem bunten Herbst in seinem Herzen zitterte.

Und der letzte Brief war für die schöne, blasse Gräfin Lila von Esp; er sagte nichts neues, er sagte nur, was Lila selbst in wehmütiger Erkenntnis geredet hatte. Nicht für die Herrin des Schlosses Montabel hatte das Leben Friedrich bestimmt, nicht für träumendes Verweilen in stillen Gärten und zwischen fruchtbaren Feldern. Sondern sein Schicksal war, weiter zu ziehen, immer weiter, vorbei an stillen Gärten und strahlender Schönheit — vorbei, immer vorbei. Nicht Haß noch Leidenschaft ließ Friedrich Berg zurück, sondern wehmütigen Schmerz über die Erkenntnis: daß das höchste Gut die Vergänglichkeit sei.

Dann saß der Schreiber in schwermütigen Gedanken und starrte in die Kerzenflamme. Rein und stetig leuchtete sie durch das Dunkel, rein und stetig wie die Sehnsucht des Herzens nach lichter Schönheit — und wie das Herz des Menschen verzehrte sie sich langsam und in schweigender Klage.

Es klopfte an die Tür; Tante Cornelie wollte Friedrich zum Abendbrot rufen. Aber er blieb

ſagte er vertraut, „es iſt ſchon alles ſchlafen gegangen im Schloſſe.“

„Ich will ſie auch nicht aufwecken,“ antwortete Friedrich ruhig. „Nur dieſen Brief geb' Er morgen der jungen Gräfin; hier iſt ein Taler für Seine Mühe. Es tut mir leid, daß ich Seine Nachtruhe habe ſtören müſſen. Aber ich hab' es eilig. Er muß mir ein Pferd leihen, nicht wahr? Die Herrſchaft wird nichts dagegen haben, es handelt ſich um was Wichtiges.“

„Gewiß nicht!“ ſagte der Alte dienſtfertig.

„Ich ſchick' es Ihm morgen zurück. Aber ein ſicheres, ein ſchnelles Pferd — hört Er?“

„So nehmen Sie die Falada, die im vorigen Herbſt unter der jungen Gräfin ging —“

Der Diener lief nach dem Stalle. Friedrich nickte: nun ſollte ihn Lilas Rappe von Montabel wegtragen in die Welt... das Leben iſt ein Narrenſpiel.

Über das Pflaſter des Hofes kam langſamer Hufſchlag. Der Alte führte das Pferd hinaus auf die Straße und hielt Friedrich den Bügel.

„Hier hat Er noch einen Taler,“ ſagte der Stadtſchreiber herunter, „richt' Er aus, was ich ihm aufgetragen — — und — und beſtell' Er der

Gräfin Ulla einen Gruß.“ Der Diener nickte und trat wieder durch das Tor.

„Vorwärts!“ sagte Friedrich.

Der Rappe trabte in die Nacht hinein, und hinter ihm schloß sich das Dunkel.

Wenige Tage später flammte ein schreckvoller Blitz in das ruhige Leben der Städter, die noch breitmäulig über Friedrich Bergs Flucht klatschten:

Der König von Preußen war mit seinem Heer in Kursachsen eingefallen. Rings um ihn her hatten sich heimliche Feinde verschworen und eine drohende Mauer aus Tücke und Gefahr um das Land aufgerichtet. Aber der große Friedrich erkannte seine Widersacher und griff wagemutig nach dem Blitze, der die dräuenden Gewitterwolken zerriß. Er überraschte Österreich, Frankreich und Rußland und wand den Gegnern das Heft aus den gierigen Händen.

Hell und strahlend stieg der preußische Adler empor, als im Oktober der Sieg bei dem böhmischen Lobositz errungen ward.

Mit machtvoller Hand hielt der gewaltige König den Feind vom Lande fern. Colin schrieb nach Montabel in froher Zuversicht und be-

glückender Kraft; er stand mit seinem Regiment in Böhmen.

Aber Friedrich Berg blieb verschollen.

Niemand hörte von ihm, niemand bekam einen Brief von ihm — nicht die daheim, nicht die zu Sankt Alban, und auch nicht Lila von Esp. Ein Krämer, der zum Weihnachtsmarkt in die Stadt kam, wollte wissen, daß der ehemalige Stadtschreiber Berg Schauspieler geworden sei bei der Truppe des Johann Baum.

Lila schwieg, als sie das erfuhr. Sie ließ ihren Rappen Falada satteln und ritt hinaus, ritt über die Felder, auf denen der Schnee lag, ritt durch den grabstillen Winterwald, in dem die schwarzen Amseln rufend flatterten, ritt wieder durch das Gittertor von Montabel — und schwieg.

Denn sie war über Gräber geritten, in denen Erinnerungen lagen.

Dann lief der Frühlingswind über die erschauernde Erde und blies allen Wintertod hinab. Braun lagen die Felder, stahlblau schlängelten sich die Wässerlein. Auf den Wiesen des Parkes von Montabel blühten die Himmelsschlüssel, und die Bäume des Parkes von Montabel wurden grün. Aber keine Botschaft kam von Friedrich Berg.

Als die Weizenfelder in Blüte wogten und sich die Rosen um den stillen Pavillon auf der Mauer rot und duftend rankten, saß die schöne, blasse, schwermütige Lila von Esp unter dem bogengewölbten Blumendache, schaute über das Land, und ihre Seele lief den seligen Träumen der Vergangenheit nach. Aber keine Botschaft kam von Friedrich Berg.

Die Monate gingen dahin.

Vom ewig drohenden Westen her rückten die Franzosen unter Soubise gegen Preußen vor.

Die Städte zitterten vor der nahen Gefahr und meinten schon den fernen Kanonendonner zu hören, der durch die glasklare Herbstluft herüberdröhnen sollte.

Es war ein goldener Tag. Golden lag das Sonnenlicht auf den kahlen Feldern, golden lagen die Blätter auf den glatten Wegen des Parkes von Montabel, über die Lila versonnen schritt. Ein Jahr, ein langes Jahr war nun vergangen, seitdem Friedrich Berg in die stürmische Herbstnacht hinausgeritten war; und noch immer schwieg er. Herbst war wieder geworden, wo dereinst süße Rosen geblüht hatten — alles war vorbeigeweht und versunken, wie jene selige Stunde in dem rosenumrankten Pavillon.

Soeben erſchien:

Max Geißler

Die ſchöne Lilofe

Der Roman einer verkehrten Erziehung

352 Seiten. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

„Wie über einer blumenbeſternten Au leuchtet ſonniger blauer Frühlingshimmel über dem Buch, das, wie von dem feinen Kenner der Frauenſeele nicht anders zu erwarten, ein pſychologiſches Meiſterwerk iſt, in einem nur Max Geißler eigenen, mit Bildern durchwirkten Stil geſchrieben, der auch alltägliche Dinge mit dem Gold der Poeſie umrandet.“

R. Knuſſert in der Schönen Literatur.

Im Frühjahr 1916 erſchien vom gleichen Verfaſſer:

Jockele und die Mädchen

Ein Roman aus dem heutigen Weimar

339 Seiten. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Im Frühjahr 1917 erſcheint als Schlußband der Weimariſchen Trilogie Max Geißler's:

Das Storchneſt

Ein Roman der Jugend von damals und heute.

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Julius Grosse
Ausgewählte Werke

Mit einer Biographie des Dichters v. A. Bartels, unter Mitwirkung und mit Einleitungen von A. Bartels, J. Ettlinger, H. v. Gumppenberg und F. Muncker

herausgegeben von **Antonie Grosse**

1 Porträt und Faksimile der Handschrift des Dichters, 3 starke Bände in geschmackvollem Karton, gebunden in Leinwand M. 12.—, geb. in Halbfr. M. 18.—.

Inhalt: Band I 1 Gedichte. Band I 2, II, 1 Erzählende Dichtungen: Das Gericht im Urwald, Die Gräfin von Pontarlier, Godiva, Das Christgeschenk, Grasemücke, Das Mädchen von Capri, Des Ketzers Beichte, Der graue Zelter, Tamarena, Gundel von Königssee, Der Domdechant von Campostella, Abul Kazims Seelenwanderung. II 2 Dramen: Die Yngelinger, Tiberius. III Novellen und Romane: Der tolle Heinze, Ravensbeck, Das Bürgerweib von Weimar, Der Spion.

„Der liebenswürdige Dichter hat hier eine Sammelausgabe erfahren, in der man ihn neben Geibel und Mörike gern in die Familienbibliothek stellen wird." Alois Brandl (Arch. f. d. Stud. d. neu. Sprachen).

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Tier- und Naturbilder

Egon von Kapherr, In russischer Wildnis

Erinnerungen eines Jägers

Mit zahlreichen Zeichnungen und mehrfarbigem Umschlag von Paul Haase, sowie Textabbildungen nach Photographien. Geb. M. 7.—.

——, In sibirischen Urwäldern

Mit 8 Bildern u. 87 Zeichnungen von Paul Haase. Geb. M. 5.—.

—— und Friedrich von Gagern, Kolk der Rabe und andere Tiergeschichten

Mit 56 Bildern von Paul Haase. Geb. M. 7.—.

Fritz Skowronnek, Halali

Bunte Bilder aus Waidwerk und Fischwaid

330 Seiten und viele Bilder. Geb. M. 7.—.

Alexander Duncker Verlag / Weimar

NIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSIT
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

YB 50260

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA